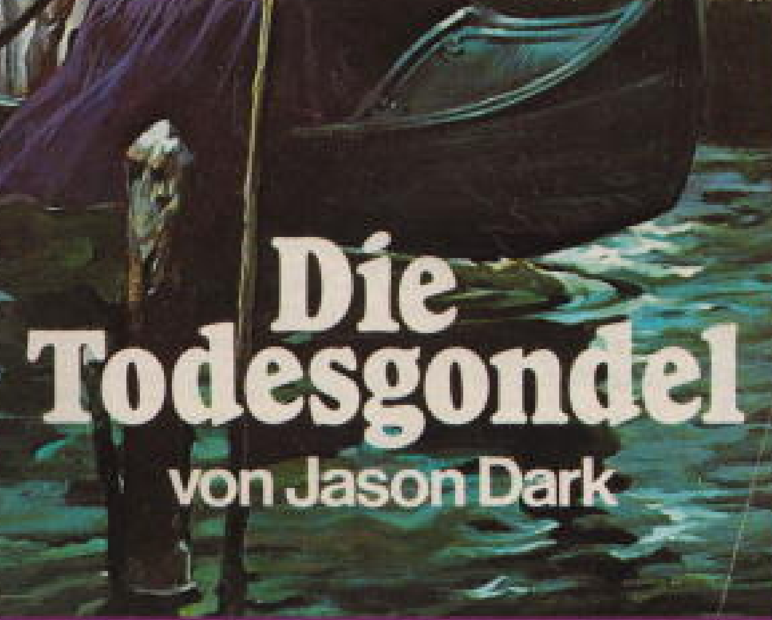
1,20 DM/Band 144

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut



Die Todesgondel

von Jason Dark

Belgien Luxemb. F 20 · Frankr. F 2,40 · Italien L 350 · Niederl. f 1,50 · Österr. S 9,- · Schweden kr 2,50 i.m. · Spanien P 30 · Schweiz Fr 1,50



Die Todesgondel

Gespenster Krimi Nr. 144

von Jason Dark

erschienen am 15.06.1976

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Todesgondel

Immer mehr Diener des Goldenen Löwen betraten den Saal. Sheila schätzte mindestens vierzig Menschen, und jeder von ihnen trug eine goldene Maske.

Im Halbkreis stellten sie sich vor dem Goldenen Löwen auf. Alles ging fast lautlos vor sich. Sheila spürte den Hauch des Bösen, der diese Männer umgab.

Dann trat Professor Mandra vor. Er ging bis dicht an den marmornen Sockel, hob die flache Schale vom Boden auf und hielt sie hoch über den Kopf.

Urplötzlich fuhr er auf dem Absatz herum. Sein Arm schnellte vor, und der ausgestreckte Zeigefinger seiner rechten Hand deutete auf die Säule, hinter der Sheila Conolly stand.

»Packt die Frau und bringt sie her!« befahl er mit metallen klingender Stimme…

Über Venedig tobte ein mörderisches Unwetter!

Es war eines jener Frühjahrsgewitter, welche die des Spätsommers an Heftigkeit oft weit übertrafen. Pausenlos zuckten Blitze vom Himmel. Wolkenberge jagten aufeinander zu, stießen zusammen, und der gewaltige Donner rollte wie das Gebrüll eines urweltlichen Ungeheuers über die Stadt.

Der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet. Wassermassen prasselten auf die Erde nieder, spülten Staub und Matsch von den Straßen und ließen die unzähligen Kanäle ansteigen. Das Wasser schäumte hoch, drang in Keller und Wohnungen ein und ertränkte unzählige Ratten, die in Venedig die Anzahl der Einwohner noch übertrafen.

Die Straßen der Touristenstadt waren leergefegt. Die Regenschauer tanzten über den Markusplatz, wurden vom Wind bewegt wie ein riesiger Wasservorhang.

Die Menschen waren vor dem Unwetter geflüchtet. Sie hatten sich in die oberen Etagen ihrer Häuser verkrochen und warteten dort das Ende des Gewitters ab. Manche Kerze wurde angezündet, und die Gebete der Alten galten den Schutzheiligen.

Die Touristen hatten in den Hotels Zuflucht gesucht. Hier ging das Leben weiter, es wurde gelacht, gesungen und getanzt. Während draußen das Unwetter tobte, dinierte man bei Kerzenschein, leiser Musik und in festlicher Garderobe.

Anders das junge, schwarzhaarige Mädchen mit den dunkelbraunen, verträumten Augen, in denen jetzt jedoch die Angst leuchtete. Das Mädchen stand in einer schmalen Einfahrt, hüllte sich frierend in den nassen dunklen Mantel und blickte immer wieder gehetzt zurück.

Die Verfolger waren nicht mehr zu sehen. Anscheinend hatten sie es aufgegeben.

Das Mädchen atmete auf. Und doch wußte Carla Bonetti, daß sie noch nicht in Sicherheit war.

Die Schergen des Goldenen Löwen lauerten überall!

Ihnen gehörte Venedig. Sie beherrschten die Stadt mit ihrem satanischen Terror, und wer in ihre Fänge geriet, war rettungslos verloren.

Carla Bonetti hatte sich gegen den Goldenen Löwen aufgelehnt. Sie war nicht in die schwarze Todesgondel gestiegen, um dem Goldenen Löwen geopfert zu werden. Doch wer die Todesgondel gesehen hatte, entkam ihr nicht mehr, so erzählten es die Menschen in den Wohnvierteln der Stadt.

Carla hatte sie gesehen. Und dafür sollte sie nun büßen.

Ihr Atem hatte sich langsam wieder beruhigt, und der Herzschlag war auf ein normales Maß zurückgegangen. Carla stand dicht an der rissigen Mauer. Eine Spinne schlüpfte aus einem Spalt und krabbelte über Carlas Handrücken.

Das Mädchen verzog angewidert das Gesicht und schlug mit der freien Hand die Spinne von ihrem Arm. Sie fiel zu Boden, und Carla zertrat sie.

Vor dem Mädchen gurgelte und schmatzte die schmutzigbraune Brühe eines Kanals. Auf der Oberfläche trieben allerlei Gegenstände, meist Papier und Holz.

Der Kanal stank. Fäkalien und Abfall wurden einfach hineingeleitet. Die Menschen machten es sich bequem. Unrat wurde kurzerhand aus den Wohnungsfenstern in den Kanal gekippt. Irgendwann würde Venedig noch im eigenen Dreck ersticken, das hatte man vor kurzem noch in einem Zeitungsartikel prophezeit.

Es war eine finstere Gegend, in der sich Carla Bonetti befand. Die alten, schmalen Häuser klebten dicht aneinander. Abgeblätterte Fassaden verstärkten den morbiden Eindruck des Viertels noch. In manchen Fenstern gab es nicht einmal Scheiben. Und doch wohnten hier Menschen. Familien, die kaum das Notwendigste zum Leben hatten und bei denen die Angst vor dem Goldenen Löwen stetiger Gast war.

Der untere Teil der Häuser war vom Wasser ausgehöhlt und ausgewaschen worden. Moos und Algen waren gewachsen, und das salzige Wasser aus dem Meer fraß sich immer weiter in die Hausfundamente. Um die Häuser kümmerte sich niemand. Sie waren ja auch kein Kulturgut, das Touristengeld brachte.

In diese Gegend verirrte sich kaum ein Fremder. Und wenn, dann wurde er ein Opfer der ansässigen Banden. Seine Brieftasche wurde er immer los.

Das Unwetter war weiter gezogen, tobte jetzt über dem Meer. Es regnete auch nicht mehr, und der Wind hatte die dunklen Wolken vertrieben. Ein Dreiviertelmond stand am Himmel und übergoß die Stadt Venedig mit seinem silbrig schimmernden Licht. Das Licht brach sich auf den Schaumkämmen der Wellen und warf bizarre Reflexe.

Carla Bonetti löste sich aus dem Schatten der Mauer. Sekundenlang stand sie halb geduckt auf der Stelle und lauschte in die Dunkelheit, die in den Winkeln und Gassen wie Watte nistete.

Kein fremder Laut drang an Carlas Ohren. Nur das Rauschen und Schmatzen des Kanals.

Waren die Verfolger noch in der Nähe? Oder lauerten sie ihr an einer anderen Stelle auf?

Carla wußte es nicht. Sie wollte nur so schnell wie möglich weg von hier, wollte in eine bessere Gegend gelangen, dort den Tag abwarten und Venedig dann verlassen.

Aber erst mußte sie dieses Altstadtviertel hinter sich lassen.

Und dann sah Carla Bonetti den Schatten.

Er huschte aus einer Lücke zwischen zwei Häusern und verschwand

blitzschnell in einer Türische.

Carla begann zu zittern. Augenblicklich war die Angst wieder da. Für Sekundenbruchteile hatte sie etwas aufblitzen sehen. Vielleicht die Klinge eines Messers, die vom Mondlicht getroffen worden war, oder aber die goldene Maske, die jeder Diener des Goldenen Löwen trug, damit die normalen Menschen ihn nicht erkannten.

Himmel, was soll ich tun? fragte sich Carla Bonetti verzweifelt. Ihre Hoffnungen waren zerplatzt wie eine Seifenblase. Sie hatte gedacht, sie wäre ihren Verfolgern entkommen, doch das Gegenteil war der Fall.

Carlas Blick irrte zurück in die schmale Gasse.

Jetzt war wieder alles ruhig.

Ob sie sich die Verfolger nur eingebildet hatte?

Carlas Zunge fuhr aufgeregt über die Lippen, doch im nächsten Moment wurde das Mädchen eines Besseren belehrt.

Über ihr klang plötzlich ein Zischen auf.

Carlas Kopf flog in den Nacken.

Eine Gestalt lehnte aus einer Fensteröffnung. Die goldene Maske leuchtete in der Dunkelheit.

»Du entgehst uns nicht, Carla«, sagte eine Stimme, und dann klang unter der Maske ein dünnes, gefährliches Lachen auf.

»Nein!« Carlas Schrei zerschnitt die Stille, jagte als Echo von Hauswand zu Hauswand und verlor sich in den zahlreichen Winkeln und Gassen.

Auf dem Absatz warf sich das Mädchen herum, rannte aus der Gasse und wäre um ein Haar in den Kanal gestürzt. Im letzten Augenblick konnte sich Carla noch abfangen.

Carla Bonetti hatte Glück im Unglück. An ihrer Uferseite des Kanals führte ein schmaler Pfad entlang. Anders als an der gegenüberliegenden Seite, wo die Häuser direkt am Wasser standen.

Der Pfad war kaum einen halben Meter breit, und Carla mußte schon fast balancieren.

Vorsichtig setzte sie einen Fuß vor den anderen. Überall lagen Steine herum. Einige stieß Carla in die schmutzige Brühe, andere wieder mußte sie übersteigen.

Meter um Meter legte sie zurück.

Ihr Herz hämmerte bis zum Hals. Die heiße Angst saß ihr im Nacken. Mit der rechten Schulter schrammte sie an der Hauswand entlang. Ab und zu tauchte der Ausschnitt eines Fensters auf. Dunkel gähnten ihr die Öffnungen entgegen.

Um Hilfe zu rufen hatte keinen Zweck. Hier würde ihr doch niemand beistehen. Sobald die Männer mit den goldenen Masken auftauchten, zogen sich die Bewohner in ihre Zimmer zurück und verschlossen Türen und Fenster.

Unendlich lang erschien Carla Bonetti der Pfad. Irgendwann mußte dieser Seitenkanal doch ein Ende haben und in einen breiteren Kanal münden. Dort konnte sie dann vielleicht eine Gondel auftreiben, die sie zu einer der großen Anlegestellen brachte.

Doch Carlas Träume wurden zerstört.

Plötzlich stand eine der goldenen Masken vor ihr. Nur wenige Meter trennten sie von dem Mann, der ihr den Weg versperrte.

Wie vor eine Wand gelaufen, blieb Carla Bonetti stehen.

Sie warf den Kopf herum, wollte wieder zurücklaufen, doch auch hinter ihr stand einer der Kerle.

Die beiden mußten aus einem Fenster oder einer Tür gesprungen sein, und Carla war klar, daß man sie die gesamte Zeit nicht aus den Augen gelassen hatte.

Dabei brauchten ihre Verfolger nicht einmal über den Pfad zu gehen. Sie hatten durch die parallel zum Weg verlaufenden Häuser schlüpfen können, denn diese Bauten waren ineinander verschachtelt, und man konnte ohne Schwierigkeiten von einem Gebäude zum anderen gelangen.

Die beiden Männer kamen näher. Sie hielten lange Springmesser in ihren Fäusten. Die Spitzen der Waffen zeigten nach oben. Die Kleidung war schwarz wie die Nacht, und nur die goldenen Masken auf den Gesichtern glänzten kalt im Mondlicht.

Die Diener des Goldenen Löwen waren lautlose Töter und Meister in der Handhabung ihrer Messer.

Carla Bonetti hatte keine Chance!

Und das wußte sie.

Geschmeidig und gleitend wie Raubtiere gingen sie auf Carla zu. Nicht ein Stein knirschte unter ihren Sohlen.

Carla sank auf die Knie und hob flehend beide Hände. »Bitte«, bettelte sie. »Laßt mich leben, bitte. Ich habe euch doch nichts getan. Ich werde Venedig verlassen, ich…«

Die Männer waren stehengeblieben. Carla spürte eine Hand auf ihrer Schulter und zuckte zusammen.

Noch hatten die beiden kein Wort gesprochen.

Die Hand wanderte weiter zu Carlas Nacken hin, und dann preßten sich kalte Finger um ihren Hals, drehten den Kopf so, daß sie an dem vor ihr stehenden Mann vorbei und auf den Kanal blicken mußte.

Auf einmal hatte Carla Bonetti das Gefühl, ihr Herz würde stehenbleiben.

Aus der über dem Wasser liegenden Dunkelheit schälte sich ein schmaler, schlanker Schatten.

Lautlos näherte er sich.

Carlas Augen wurden weit vor Entsetzen.

Die Todesgondel war da…

***

Der Mann hinter Carla lachte. »Siehst du die Gondel, kleine Signorina? Sie wird dich auf deiner letzten Reise begleiten.«

Carla Bonetti erschauderte. Sie konnte nicht reden. Die würgende Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Die Gondel glitt näher.

Lautlos schien sie über das Wasser zu schweben. Auf dem erhöhten Heck des Schiffes stand der Gondoliere und hielt den langen Riemen, mit dem er die Gondel vorwärts bewegte und gleichzeitig steuerte, mit beiden Händen umklammert.

Die Todesgondel war größer als die normalen Touristen-Gondeln, dazu schwarz angestrichen.

Der prunkvolle Sarg stand in der Mitte der Gondel!

Es war ein schwarzer, viereckiger Eichensarg, mit Silberbeschlägen verziert, so daß er wirkte wie eine kostbare Truhe. Und neben dem Sarg stand er.

Professor Mandra, erster Diener des Goldenen Löwen!

Er war eine unheimliche Erscheinung. Mit weit ausgebreiteten Armen stand der Professor vor dem Sarg. Er trug keine Maske, doch war sein Gesicht mit einer weißen Puderschicht bestrichen, so daß es über der dunklen Kleidung wirkte wie ein in der Luft schwebender Fleck.

Geschickt steuerte der Gondoliere die Gondel dem Ufer zu. Dabei begann er zu singen. Es war ein altes, schwermütiges Lied, das vom Tod und Sterbenmüssen erzählte.

Carla Bonetti kannte die Melodie, und ein kalter Schauer fuhr über ihren Rücken.

Immer noch spürte sie die Hand in ihrem Nacken. »Genieße die letzten Minuten deines Lebens«, flüsterte die dumpfe Stimme unter der goldenen Maske. »Der Sarg wartet schon auf dich.«

Carlas Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Sie sah alles nur wie durch einen Schleier. Die Hände hatte sie auf den Boden gestützt. Kleine spitze Steine waren in ihre Handballen gedrungen. Carla spürte den Schmerz gar nicht, den die Wunden verursachten, sie hatte nur Augen für die Todesgondel, die immer näher kam und in wenigen Sekunden neben ihr anlegen würde.

Dann war es zu spät.

Und plötzlich warf Carla Bonetti ihren Körper herum. Der Mann hinter ihr hatte nicht damit gerechnet, seine Finger rutschten von Carlas Nacken ab.

Das Mädchen stieß sich mit den Händen ab, schleifte mit den Beinen noch über den Weg, verlor das Gleichgewicht und stürzte dann in die schmutzige Brühe des Kanals.

Augenblicklich saugte sich der schwere Mantel voll Wasser und zog Carla in die Tiefe.

Sie hörte nicht mehr den gemeinen Fluch der beiden Männer und den Gesang des Gondoliere.

»Hol sie zurück, Enrico!« brüllte Professor Mandra.

Enrico, der Gondoliere, hantierte geschickt mit dem Riemen. Die Gondel drehte bei und glitt wieder auf die Mitte des Kanals zu. Am Ufer standen die beiden Männer und sahen dem Schauspiel gebannt zu.

Carla Bonettis Hände waren auf den Grund gestoßen und bis zu den Ellenbogen im Schlamm versunken. Das Mädchen drehte ihren Körper und versuchte mit verzweifelten Schwimmbewegungen an die Oberfläche zu gelangen. Sie mußte hoch, der Luftmangel zwang sie dazu.

Langsam stieg sie der Oberfläche entgegen.

Sie hatte nicht mehr die Zeit, sich aus dem schweren Mantel zu winden. Es war das unermeßliche Entsetzen gewesen, das Carla zu diesem Sprung ins Wasser getrieben hatte.

Ihr Kopf durchstieß die Oberfläche. Gierig schnappte das Mädchen nach Luft.

Carla riß die Augen auf. Das schmutzige Wasser rann ihr über das Gesicht und lief aus den langen Haaren. Sie hörte das Triumphgeschrei ihrer beiden Verfolger am Ufer und riß den Kopf herum.

Der schmale Bug der Gondel fuhr genau auf sie zu!

Carla tauchte im letzten Moment weg. Wie ein Stein sackte sie nach unten.

Die Gondel glitt über sie hinweg.

Verzweifelt paddelte Carla wieder der Oberfläche entgegen. Sie mußte versuchen, an das andere Ufer zu gelangen. Vielleicht konnte sie dort in einem der Häuser verschwinden.

Unter Wasser drehte sie sich herum, schwamm jetzt in eine andere Richtung. Aber schon spürte sie, wie ihre Kräfte nachließen, außerdem mußte sie auftauchen, um frische Luft zu schnappen.

Carla Bonetti tauchte auf – und erschrak fast zu Tode!

Die Bordwand befand sich genau vor ihr.

Carla riß den Kopf in den Nacken. Ihr wurde klar, daß man mit ihr Katz und Maus gespielt hatte. Während sie sich automatisch mit Schwimmbewegungen über Wasser hielt, starrte sie in das Gesicht des Gondoliere, das zu einer höhnischen Grimasse verzogen war. Der Gondoliere trug ein rotes Tuch nach Piratenart um den Kopf geschlungen, enge Hosen, die am Knie endeten, und ein schwarzes Hemd. Es stand an der Brust offen.

Der Gondoliere riß die Ruderstange aus dem Wasser, schwang sie hoch, und ehe Carla Bonetti begriff, raste die schwere Holzstange auf sie zu.

Das Mädchen wurde am Rücken getroffen und von dem mörderischen Schlag unter Wasser gedrückt.

Carla hatte den Mund nicht schnell genug geschlossen. Ein Schwall von schmutzigbrauner Kanalbrühe füllte ihn.

Carla ruderte verzweifelt mit Armen und Beinen. Doch gegen die Kraft des Gondoliere konnte sie nichts ausrichten. Unglücklicherweise hatte sich die Ruderstange so in ihrem Mantel verfangen, daß Carla sie nicht lösen konnte.

Schnell wurden ihre Bewegungen schwächer und hörten schließlich ganz auf. Sie ertrank.

Fast fünf Minuten ließ der Gondoliere verstreichen, ehe er den Riemen wieder einholte.

Vom anderen Ufer her flammte eine Taschenlampe auf. Der Lichtfinger strich über das Wasser und verharrte plötzlich.

Ein Körper war an die Oberfläche getrieben worden.

Carla Bonetti! Sie lag auf dem Bauch, die Arme ausgebreitet. Sie trieb wie ein Stück Treibholz auf den schmutzigen Fluten des Kanals.

Der Goldene Löwe hatte wieder ein neues, sinnloses Opfer gefordert.

***

»Venedig hat rund einhundertfünfzig Kanäle, ist auf hundertzwanzig Inseln erbaut worden, steht auf Pfählen, hat ungefähr vierhundert Brücken, außerdem Gondel- und Bootsverkehr und als wichtigste Verkehrsader den Canal Grande mit der Rialto-Brücke, die im sechzehnten Jahrhundert erbaut wurde. Außerdem…«

»Hör auf, hör auf«, lachte Sheila Conolly, »du willst doch kein Diplom als Fremdenführer machen.«

»Warum nicht? Wäre mal was anderes.« Bill Conolly, Sheilas Mann, legte den Reiseführer weg und nippte an seinem Martini.

Es war ein herrlicher Frühlingstag. Postkartenblau spannte sich der Himmel über Venedig, und eine lachende Sonne vergoldete mit ihren Strahlen die Straßen und Gassen der Stadt. Von dem Unwetter in der vergangenen Nacht war nichts mehr zu spüren. Die Menschen freuten sich auf den Frühling und den Sommer.

Selbst zu dieser frühen Morgenstunde herrschte auf dem Markusplatz schon reger Betrieb. Die Sonne hatte die Touristen aus den Betten gescheucht und sie auf die Straßen der Stadt getrieben.

So auch das Ehepaar Conolly. Nun saßen die beiden in einem der zahlreichen Cafés und sahen dem bunten Treiben auf dem Markusplatz zu. Unzählige Tauben segelten durch die Luft, setzten sich auf die Schultern der Menschen oder pickten ihnen das mitgebrachte Futter aus der Hand.

Bill Conolly hatte auch schon Bekanntschaft mit einer Taube gemacht. Das Andenken klebte jetzt noch an seinem Ärmel. Ein

weißer Fleck, der wohl nur in der chemischen Reinigung zu entfernen war.

Trotzdem ließ sich Bill die Stimmung nicht verderben. Er und Sheila hatten schon lange vorgehabt, einmal nach Venedig zu fahren, es aber dann immer wieder verschieben müssen. Sie waren am vorigen Tag eingetroffen und wollten nun damit beginnen, die Stadt als Touristen zu erobern.

Sheila lächelte glücklich. Sie hatte sich ganz besonders auf Venedig gefreut. Sie war zwar schon mal hier gewesen, aber nicht mit ihrem Ehemann. Sheila Conolly war eine patente Frau. Sie war Mitte Zwanzig und sah außerordentlich hübsch aus. Das blonde Haar trug sie schulterlang, und über ihrer kleinen, fein geschwungenen Nase blitzten zwei blaue Augen. Der Mund war voll und die Lippen naturrot, so daß Sheila weitgehend auf Schminke verzichten konnte. Ein schwingender Glockenrock umschmeichelte ihre langen Beine. Die duftige Bluse hatte sie in Venedig gekauft, genau wie das Halstuch mit den roten Punkten, das sie unternehmungslustig um den Hals gebunden hatte.

Bill sah seine Frau an.

Sheila lächelte. »Ist was?«

Bill Conolly ergriff ihre Hand. »Du siehst gut aus, Darling.«

Sheila lachte silberhell. »Komplimente in Venedig. Das kenne ich ja gar nicht an dir.«

»Öfter mal was Neues«, meinte Bill schmunzelnd.

Er lehnte sich in dem Rohrstuhl zurück und trank sein Glas leer. Bill bezeichnete sich selbst als Glückspilz. Seit er Sheila Conolly vor drei Jahren geheiratet hatte, ging es ihm blendend. Nicht daß er sich als Junggeselle einsam gefühlt hätte – ganz im Gegenteil. Bill war freier Reporter und hatte mit seinen Berichten in aller Welt Aufsehen erregt.

Er hatte sich immer mit Fällen beschäftigt, die jenseits des menschlichen Verstandes lagen, mit dem Übersinnlichen, Okkulten. Bei einem dieser Fälle hatte er auch seine jetzige Frau Sheila kennengelernt. Sheila – damals hieß sie noch Hopkins – war durch das Treiben eines gefährlichen Dämons in eine lebensbedrohende Situation geraten, aus der sie nicht zuletzt durch Bill Conollys Hilfe gerettet worden war. Allerdings war Sheilas Vater damals ein Opfer des Dämons geworden, und Sheila stand anschließend als Erbin eines großen Chemiewerkes allein da.

Nun, mit Bills Hilfe war alles gutgegangen. Die Leitung des Werkes lag in den Händen eines hervorragenden Managements, und Bill Conolly konnte sich nach seiner Heirat wieder seinem Beruf widmen. Er schrieb weiterhin für die bekanntesten Illustrierten der Welt und hatte für die nächsten Wochen eine Artikelserie über Venedig auf dem Programm stehen.

Sein eigentliches Hobby, die Dämonen- und Geisterjagd, hatte darunter gelitten, sehr zur Freude seiner Frau. Sheila Conolly war dagegen, daß ihr Mann mit seinem Freund John Sinclair auf Dämonenjagd ging. Bill Conolly war oft nur haarscharf mit dem Leben davongekommen, und Sheila – eine nüchtern denkende Frau – konnte sich ausrechnen, wann es mal schiefging. Trotzdem war es Bill immer wieder gelungen, seinem Hobby zu frönen, doch in den letzten drei Monaten hatte er sich zurückgehalten.

Das Café wurde von Minute zu Minute voller. Fast alle europäischen Sprachen schwirrten durcheinander. Man hörte Deutsch, Spanisch, Englisch und Französisch. Italienisch war kaum vertreten.

Bill hatte die Beine ausgestreckt und ließ das bunte Treiben auf sich wirken. Er saß entspannt in seinem Stuhl und hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt.

»Woran denkst du?« fragte Sheila und lächelte.

»An dich.«

»Du lügst.«

»Wieso sollte ich?«

»Dir juckt es doch wieder in den Fingern, Bill. Wie lange ist es her, daß du mit John zusammengewesen bist?«

»Drei Monate bestimmt.«

»Aha.«

»Nicht aha.« Bill setzte sich wieder gerade hin. »Ich habe im Moment keine Zeit für mein Hobby. Schließlich schreibe ich an einem Artikel über Venedig, vergiß das nicht.«

»Noch schreibst du ihn nicht. Aber lassen wir das. Wie geht es eigentlich deinem Freund John?«

»Ich hatte versucht, ihn vor unserer Abfahrt anzurufen. War aber nichts. John trieb sich irgendwo in Schottland herum. Wir werden ihm aber aus Venedig eine Karte schreiben. So, und jetzt laß uns aufbrechen. Sonst ist vielleicht keine Gondel mehr frei.«

Bill winkte nach dem Ober. Doch der Mann bedeutete ihm mit einer Handbewegung, noch zu warten.

»Kollege kommt gleich«, murmelte Bill und zündete sich eine Zigarette an. Sheila rauchte nicht.

Bills Blick wanderte durch das Lokal und blieb plötzlich an einem runden Tisch hängen.

Zwei Männer saßen sich dort gegenüber und starrten Bill und Sheila an, während sie leise miteinander sprachen. Als sie Bills Blick bemerkten, sahen sie schnell zur Seite.

Bills Augen verengten sich. Er spürte, daß sich seine Rückenhaut spannte, ein Zeichen, daß Gefahr in der Luft lag. Er beschloß, Sheila nichts zu sagen, vielleicht waren die beiden auch nur harmlose Nichtstuer.

Und doch ließ Bill die Männer nicht aus den Augen. Die beiden waren ungefähr gleich alt, trugen helle Anzüge und dunkle Rollkragenpullover. Ihre Gesichter waren braungebrannt, und einer der Männer hatte ein Clark-Gable-Bärtchen.

Der Ober kam, und Bill beglich die Rechnung.

»Komm«, sagte Sheila, legte sich ihre Strickjacke über die Schulter und stand auf.

Während der Ober sich nochmals bedankte und Sheila dem Ausgang zustrebte, sah Bill, daß sich die beiden Männer auch erhoben. Mit ein paar Schritten holte der Reporter seine Frau ein und legte den rechten Arm um ihre Hüfte.

Sheila lachte. »Wie in alten Zeiten.«

»Venedig macht eben jung.«

»Dann laß uns doch für immer hier wohnen bleiben«, erwiderte Sheila schlagfertig.

»Und wann soll ich mich mal erholen?« fragte Bill und verscheuchte eine Taube, die sich auf seine Schulter setzen wollte.

Auf dem Markusplatz herrschte ein farbenprächtiger Rummel. Einer deutschen Reisegruppe wurde lautstark die kulturhistorische Bedeutung der Stadt erklärt. Ein paar Amerikaner fotografierten alles, was sie vor die Linsen ihrer Apparate bekamen, sogar die Tauben.

Bill und Sheila Conolly schlugen den Weg zum Canal Grande ein. Dieser Kanal ist die bedeutendste Verkehrsader der Stadt. Hier schwimmen nicht nur die berühmten Gondeln mit den singenden Gondelführern, sondern auch Motorboote und Ausflugsschiffe. Vom Canal Grande zweigen die unzähligen kleinen Stichkanale ab, die ein Gewirr von Wasserstraßen bildeten.

Bill Conolly blickte sich immer wieder verstohlen nach den beiden Männern aus dem Café um, doch er konnte sie nicht entdecken.

Sheila war gelöst wie selten. Sie bestaunte die prachtvollen Patrizierhäuser aus den vergangenen Jahrhunderten und die Prunkpaläste der Dogen. Doch überall merkte man schon den Verfall, der unaufhaltsam auf diese Stadt zukam. Es waren schon Rettungsprogramme für Venedig aufgestellt worden, doch vorläufig fehlte es noch an der nötigen Finanzierung.

Bill und Sheila erreichten den Canal Grande und die großen Anlegestellen der Gondeln. Die schlanken Boote waren noch vertäut und wiegten sich auf den Wellen. Die Gondolieri – bunt gekleidete kräftige junge Männer – saßen auf ihren Schiffen und blickten den Touristen entgegen.

Bill konnte die Boote gar nicht zählen, die auf dem Kanal fuhren.

Ein weißer, schnittiger Polizeikreuzer rauschte mit hoher Bugwelle vorbei und verschwand in einem der Seitenkanäle.

»Wollen wir?« fragte Sheila.

»Sicher. Venedig ohne Gondelfahrt ist wie eine Suppe ohne Salz.«

Bill ging auf eine Gondel zu, bezahlte den teuren Fahrpreis, und der Gondoliere half Sheila galant auf das Schiff.

Das Ehepaar Conolly nahm auf der rot gestrichenen Sitzbank Platz. Tief atmete Sheila den Geruch von Meer und Salz ein. Der leichte Frühlingswind hatte den Gestank vertrieben und Venedig wieder zu einem Paradies für Touristen gemacht.

Bill hatte die große Rundfahrt bestellt, das hieß, daß sie auch durch die Seitenkanäle fahren würden. Der Gondoliere löste das Tau, tauchte den langen Riemen in die braungrauen Fluten und lenkte die Gondel auf die Mitte des Kanals zu.

Bill und Sheila genossen die Fahrt, das sanfte Schwingen der Gondel und das Plätschern der Wellen.

Sheila hatte ihre Hand auf Bills Arm gelegt. Einmal murmelte sie: »Es hat doch was für sich, daß Liebespaare nach Venedig fahren. Diese ganze Atmosphäre – sie ist einfach wundervoll.«

Die Gondel passierte die Rialto-Brücke, fuhr noch ungefähr eine halbe Meile auf dem Canal Grande weiter und bog dann in einen Seitenkanal ein.

Er war wesentlich schmaler, wirkte wie mit dem Lineal gezogen und wurde von einem anderen Kanal gekreuzt.

Der Betrieb blieb hinter ihnen zurück. Bill und Sheila fuhren durch das urwüchsige Venedig mit den schmalen, grauen Häuserfronten und den Wäscheleinen über dem Wasser.

In den Fenstern lehnten Menschen und schauten der Gondel nach. Sheila rümpfte die Nase, denn hier stank das Wasser entsetzlich.

Verkehr herrschte kaum, doch als die Gondel die Kanalkreuzung erreichte, glitt aus dem von rechts kommenden Kanal eine weitere Gondel hervor.

Zwei Männer saßen darin.

Bill zuckte zusammen.

Es waren die Typen aus dem Café. Jetzt gab es für den Reporter keinen Zweifel mehr, daß die beiden es auf ihn und Sheila abgesehen hatten. Ja, sie starrten sogar ungeniert herüber und grinsten teuflisch.

Sheila war Bills Reaktion nicht verborgen geblieben.

»Was ist?« fragte sie.

Bill schüttelte den Kopf. »Nichts, Darling. Ich friere nur ein wenig.«

Die Gondel mit den beiden Männern war weitergefahren, und Sheila gab sich mit Bills Antwort zufrieden.

Sie passierten eine Brücke, und der Gondoliere mußte sogar den Kopf einziehen. An dem brüchigen Geländer der Brücke standen einige Halbwüchsige und pfiffen Sheila hinterher.

Bill hatte seinen Blick auf den Kanal gerichtet. Die Wasserbrühe klatschte gegen die Mauern der Häuser. Aus einigen Fensterhöhlen

dudelte Radiomusik.

Auf der Oberfläche des Kanals schwammen die unmöglichsten Gegenstände. Sogar ein Toilettendeckel trieb an ihnen vorbei.

Bill Conolly dachte immer an die beiden Männer. Weshalb waren sie hinter ihnen her? Nur so aus Spaß, oder hatten sie einen triftigen Grund?

Bill konnte nicht ahnen, daß sie bereits im Hotel beobachtet worden waren, und daß der Goldene Löwe sich Sheila als Opfer ausgesucht hatte…

»Wir werden bald wieder zurückfahren«, rief der Gondoliere in seinem schlechten Englisch.

»Ja, tun Sie das«, erwiderte Sheila. »Mir ist es auch schon kalt.«

Die Kanäle waren hier so eng und die Häuser so hoch, daß die Sonnenstrahlen kaum in diese Schluchten hineindrangen.

Der Gondoliere bewegte unermüdlich den langen Riemen. Dabei sang er leise ein italienisches Liebeslied vor sich hin. Bill hatte sich eine Zigarette angezündet. Immer wieder blickte er sich um, aber von den beiden Männern war nichts zu sehen.

Sheila war es, die das Bündel entdeckte. Sie stieß ihren Mann an. »Schau mal, Bill, was dort treibt.«

Conollys Augen verengten sich. Er mußte sich über Sheila hinwegbeugen, denn der Gegenstand schwamm auf ihrer Seite.

»Sieht aus wie eine Leiche«, flüsterte Sheila und erschauerte.

»Es ist auch eine«, sagte Bill mit kratziger Stimme. Dann drehte er den Kopf und rief zu dem Gondoliere gewandt: »Halten Sie mal an!«

»Nein, Signor, ich…«

Bill sprang auf, hüpfte über die Bank, brachte die Gondel dadurch in starke Schaukelbewegungen und riß dem Gondoliere die Ruderstange aus der Hand.

»Was erlauben Sie sich!«

»Halt die Klappe!«

Bill Conolly kniete sich hin. »Paß auf den Knaben auf«, flüsterte er Sheila zu.

Dann streckte er den Riemen aus, schob ihn unter die treibende Leiche, und es gelang ihm mit einiger Mühe, sie an das Boot heranzumanövrieren.

Sheila stöhnte auf. »Mein Gott, Bill, das ist ja eine Frau!«

Sheila hatte noch nicht ganz ausgesprochen, als der Gondoliere anfing zu wimmern. Bill beherrschte die italienische Sprache gut genug, um ihn verstehen zu können.

»Der Goldene Löwe hat zugeschlagen«, wimmerte der Gondoliere, »jetzt sind wir verloren…«

***

Bill Conolly fuhr herum. »Wer ist verloren? Was erzählst du da für einen hirnverbrannten Unsinn?«

Der Gondoliere jammerte und schrie weiter. Dabei schlug er ununterbrochen Kreuzzeichen und rief alle Heiligen an, die er kannte. »Lassen Sie die Leiche in Ruhe, Signor!« heulte er. »Sie wird uns nur Unglück bringen. Der Goldene Löwe ist stärker.«

»Sei endlich ruhig!« schrie Bill.

Doch der Mann jammerte weiter. »Aber es stimmt, Signor, die Leiche ist verflucht. Die goldenen Masken werden uns töten. Keiner kann ihrer Rache entgehen.«

Bill Conolly ließ den Kerl schreien. Er hatte sich hingekniet und hievte das tote Mädchen hoch.

Die Leiche war schwer. Sie war eingehüllt in einen dunklen Mantel, der sich voll Wasser gesogen hatte.

Bill legte die Stange zur Seite, packte mit beiden Händen die Tote unter den Achselhöhlen und zog die Leiche über die hüfthohe Bordwand der Gondel.

Das Mädchen konnte noch nicht lange tot sein. Noch war sein Gesicht nicht aufgedunsen. Aus dem langen schwarzen Haar floß die Wasserbrühe des Kanals.

»Die Schweine«, keuchte Bill. »Bestimmt hat jemand die Kleine in den Kanal geworfen.« Er zerrte weiter an dem Körper und hatte ihn jetzt soweit, daß er über die Hälfte im Boot hing.

»Vorsicht, Bill!«

Sheilas Schrei ließ den Reporter herumfahren.

Gerade noch im rechten Augenblick.

Mit einem wahren Panthersatz flog der Gondoliere auf Bill zu. Er hatte die Arme ausgestreckt und die Hände zu Fäusten geballt. Sein Gesicht war verzerrt.

Der Mann segelte genau in Bills aus der Schulter geholten Faustschlag.

Es war ein Volltreffer!

Der Gondoliere blieb mitten im Sprung hängen. So sah es wenigstens aus. Dann sackte er auf die Sitzbank der Gondel.

Bill rieb sich den Knöchel und zog den Mann herum. Verdrehte Augen blickten ihn an.

»Ist er tot?« fragte Sheila ängstlich.

Bill grinste sparsam. »Nein, nur ein wenig von der Bühne abgetreten. Er wird bald wieder aufwachen.« Der Reporter deutete auf die geschwollene Stelle am Kinn. »Das war ein klassischer Knockout. Ist mir auch selten geglückt.«

Der Reporter wandte sich um und hievte die Leiche vollends ins Boot. Er legte die Tote auf den Rücken. Die langen, schwarzen Haare hatten sich wie ein Vlies neben dem Kopf ausgebreitet.

Sheila wandte schaudernd den Blick ab. Obwohl sie schon mehr als eine Leiche gesehen hatte, fuhr ihr der Anblick doch immer wieder unter die Haut.

Bill suchte in den Taschen des Mantels nach den Papieren des Mädchens.

Er fand nichts.

Sheila legte ihrem Mann eine Hand auf die Schulter. »Ich möchte nicht mehr in Venedig bleiben«, sagte sie. »Laß uns so schnell wie möglich abreisen.«

Bill Conolly schüttelte den Kopf. »Nein, Sheila, jetzt bleiben wir. Ich möchte dem oder den Mördern des Mädchens Äuge in Auge gegenüberstehen. Denk daran, was der Gondoliere gesagt hat. Hinter diesem Mord scheint mehr zu stecken.«

»Aber das geht uns doch nichts an.«

»Doch, Darling. Ich könnte nicht mehr ruhig schlafen, wenn ich wüßte, daß ich nicht alles getan hätte, um den Mörder zu fassen.«

»Es gibt aber noch eine Polizei.«

»Die werden wir auch informieren. Und zwar so schnell wie möglich. Wir fahren zurück, und irgendein Polizeiboot wird uns schon begegnen.«

Sheila Conolly zog fröstelnd die Schultern hoch. »Ich habe Angst, Bill«, sagte sie leise. Furchtsam sah sie sich um. »Diese alten Häuser hier, sie strahlen eine Bedrohung aus, die ich körperlich spüre.«

Auch Bill hatte sich umgesehen. Er sah die Gesichter der Bewohner aus den Hausfenstern schauen, doch sobald der Blick des Reporters die Menschen traf, zogen sie die Köpfe ein.

»Die haben mehr Angst als Vaterlandsliebe.«

Ein Stöhnlaut riß Bill Conolly herum.

Der Gondoliere kam soeben wieder zu sich. Er hatte einen unverständlichen Ausdruck in den Augen und betastete sein angeschwollenes Kinn.

Bill streckte den Arm aus und half dem Mann auf die Beine. Wankend ließ sich der Gondoliere auf die Sitzbank fallen.

Bill bot ihm eine Zigarette an. Der Gondoliere schüttelte den Kopf.

»Dann eben nicht«, meinte der Reporter achselzuckend und gönnte sich selbst ein Stäbchen.

Er nahm ein paar Züge und hockte sich auf die Absätze. »So, mein Freund«, sagte er, »nun erzähl mal. Was hat es mit diesen goldenen Masken auf sich?«

Der Gondoliere schüttelte stumm den Kopf.

»Hast du plötzlich die Sprache verloren?«

»Ich sage nichts, Signor. Und wenn Sie mich foltern, aus mir werden Sie kein Wort herausholen.«

Bill lachte. »Wer wird denn gleich zu solchen Methoden greifen? Ich

frage dich nur ganz höflich. Und wenn du mir keine Antwort geben willst, bei der Polizei wirst du bestimmt reden.«

In den Augen des Mannes blitzte es auf. »Sie – Sie wollen mich zur Polizei bringen?«

»Was dachtest du denn? In den Kindergarten? Nein, nein, wir haben hier eine Leiche gefunden, und du, mein Freund, gehörst zu den Zeugen. So ist die Sache.«

Der Gondoliere senkte den Kopf. »Keine Polizei«, flüsterte er. »Ich werde auch da nichts sagen, Signor. Ich…«

Der Mann sprach den Satz nicht mehr zu Ende. Urplötzlich schnellte er sich von der Sitzbank ab, und ehe Bill Conolly es verhindern konnte, war er über die Bordwand ins Wasser gehechtet. Es klatschte, ein paar Spritzer flogen in die Gondel, und dann schwamm der Mann geschmeidig wie ein Fisch unter Wasser davon. Erst nach zehn Metern tauchte er auf, blickte zur Gondel zurück, schüttelte sich das Wasser aus den Haaren und schwamm weiter.

Bill Conolly fluchte. »Hölle und Teufel, da hat mich der Hund doch reingelegt. Ich hätte besser aufpassen sollen. Naja, jetzt ist es auch egal. Die Polizei wird ihn bestimmt finden.«

Der Reporter hatte erst mit dem Gedanken gespielt, dem Mann nachzuspringen, es sich aber dann anders überlegt. Der Gondoliere wäre ihm bestimmt entkommen, und außerdem wollte er Sheila nicht allein mit der Leiche zurücklassen.

Bill hob die Schultern und warf die Zigarettenkippe ins Wasser, wo sie zischend verglühte.

Dann nahm er die lange Ruderstange in die Hand und betrachtete sie skeptisch.

»Hast du damit schon mal ein Boot gelenkt?« fragte er Sheila.

»Nein.«

»Ich auch nicht, aber es bleibt uns ja wohl nichts anderes übrig. Wir werden es schon schaffen.«

Bill turnte zum Heck hinüber, stellte sich auf die etwas erhöhte Bank des Gondoliere und merkte jetzt schon, wie sehr die Gondel schwankte.

»Das kann ja heiter werden«, murmelte der Reporter.

Er tauchte die Ruderstange ins Wasser, kam auf den Grund und hätte fast das Gleichgewicht verloren. Das Boot schwankte hin und her.

»Was machst du, Bill?« rief Sheila ängstlich.

»Freiübungen, verdammt.« Bill Conolly war sauer. »Kommt denn hier niemand vorbei? Sonst ist Venedig doch mit Touristen überschüttet.«

»Aber nicht hier«, meinte Sheila.

Der Reporter nahm einen erneuten Anlauf. Mit viel Mühe und Glück gelang es ihm, die Gondel zu wenden. Dabei kam er sich vor wie ein Skifahrer, der zum erstenmal in seinem Leben auf den Brettern steht.

Bill dachte, das weitere wäre einfach. Aber da hatte er sich getäuscht. Es war gar nicht so leicht, die Gondel in der Mitte des Kanals zu halten. Mal fuhr er auf das linke Ufer zu – mal auf das rechte. Bill Conolly geriet ins Schwitzen. Und die hämischen Zurufe der aus den Fenstern blickenden Menschen besserten seine Laune auch nicht gerade.

Doch dann rief Sheila plötzlich. »Da kommt jemand, Bill.«

Der Reporter war so in seine »Arbeit« vertieft gewesen, daß er die andere Gondel gar nicht bemerkt hatte. Er wollte schon winken, als er sah, wer sich auf der Gondel befand.

Es waren die beiden Männer, die sie schon seit dem Café verfolgt hatten.

Die Gondel hatte sich schon auf ungefähr zwanzig Meter genähert.

»Wink ihnen doch zu!« rief Sheila. »Sie werden uns bestimmt helfen.«

»Die bestimmt nicht«, preßte Bill hervor und ließ die Typen nicht aus den Augen.

Die Männer hatten sich aufgerichtet. Aus schmalen Augenschlitzen beobachteten sie Bill Conollys Ruderei.

In nicht einmal einem Meter Abstand mußten sich die beiden Gondeln begegnen.

Noch fünf Meter!

Die Hände der Männer verschwanden hinter den Rücken. Und dann blitzten Messer auf.

Augenblicklich machten sich die Kerle sprungbereit.

Sheila stieß einen gellenden Angstschrei aus.

Der Mann, der die Gondel mit den Verbrechern lenkte, lachte teuflisch.

»Sheila, paß auf!« brüllte Bill und griff im gleichen Moment zu einer Verzweiflungstat. Er zog die Stange aus dem Wasser, packte sie waagerecht mit beiden Fäusten und drosch zu.

Genau im richtigen Moment.

Die Männer hatten schon zum Sprung auf die Gondel angesetzt und nicht mit Widerstand gerechnet.

Der Riemen fegte ihnen gegen die Köpfe. Die beiden flüchten, taumelten zurück, verloren das Gleichgewicht und kippten in die Brühe des Kanals.

Es sah zwar lächerlich aus, doch es war tödlicher Ernst.

Dann waren die beiden Gondeln aneinander vorbeigerauscht.

Aber auch Bill verlor seine Standfestigkeit. Er ruderte verzweifelt mit den Armen, sah für Sekundenbruchteile Sheilas erschrecktes Gesicht, merkte, daß er das Gleichgewicht nicht mehr halten konnte, und warf sich in einer Reflexbewegung zur Seite.

Bill kippte in die Gondel und wurde von der Sitzbank aufgehalten. Er stieß sich schmerzhaft die Schulter und fluchte. Die Gondel schaukelte

wie bei einem Sturm.

»Bill!« Sheila kniete sich nieder, sie wollte ihrem Mann hochhelfen, doch der Reporter schaffte es allein. Er rieb sich mit der rechten Hand seine Schulter und starrte der feindlichen Gondel nach.

»Teufel, das war knapp«, murmelte er. »Diese verdammten Hundesöhne.«

»Bill, was wollten die Männer von uns?« Sheila klammerte sich an ihren Mann. »Die sind uns doch schon vorhin entgegengekommen. Kanntest du die?«

»Nein. Aber sie haben uns schon verfolgt, seitdem wir das Café verlassen haben.«

Die beiden Männer waren wieder in die Gondel geklettert. Bill rechnete mit einer Verfolgung, doch die feindliche Gondel drehte ab. Der Reporter sah auch den Grund. Zwei andere Boote bogen von der Kanalkreuzung in ihren Seitenkanal ein. Ein Motorboot und eine Gondel. Bill wollte die Männer erst auf Sheilas und seine Lage aufmerksam machen, ließ es aber dann bleiben. Wer wußte schon, wie die Leute reagierten.

Die Ruderstange schwamm im Wasser, war aber zum Glück nicht weit fortgetrieben worden, so daß Bill sie packen und weiterrudern konnte.

Diesmal klappte es besser. Langsam aber sicher näherten sich die beiden Conollys einem der Hauptkanäle. Der Betrieb nahm zu. Sheila hatte die Leiche mit dem Mantel völlig zugedeckt. Es brauchte ja nicht jeder zu sehen, was sie in ihrer Gondel transportierten.

Nach einer guten halben Stunde Fahrt erreichten sie den Canal Grande. Hier war der Wellengang wesentlich stärker, und Bill kam mit der Gondel nicht mehr zurecht.

Doch dann entdeckte er eines der schnittigen Polizeiboote.

Bill winkte mit einer Hand.

Sein Zeichen wurde gesehen. Das Boot drehte bei und rauschte mit gischtender Bugwelle heran. Es zog eine elegante Schleife und ging dann längsseits.

Zwei Polizisten in schneidigen Uniformen waren an Bord. Einer stand am Ruder, der andere hatte sich vorgebeugt und hielt mit beiden Händen die Bordwand der Gondel umklammert.

Er warf Sheila einen anerkennenden Blick zu und fragte dann: »Können wir irgend etwas für Sie tun?« Erst dann schien ihm einzufallen, daß kein Gondoliere das Boot lenkte. Aber ehe der Beamte eine Frage stellen konnte, sagte Bill: »Wir haben etwas für Sie.«

»Und was?«

»Eine Frauenleiche.«

***

Die Halle hatte die Ausmaße eines Kinosaals.

Wuchtige Steinsäulen stützten die Decke, die mit feuchten Stockflecken überzogen war. Die dicken Steinmauern zeigten Risse und hatten im Laufe der Jahrhunderte eine graue Farbe angenommen, bestehend aus Schmutz, Staub und Spinnweben.

Es gab keine Fenster, und das flackernde Licht der Kerzen, die in dem wagenradgroßen Ring des prächtigen Kronleuchters steckten, reichte längst nicht aus, um alle Ecken und Winkel der Halle zu erleuchten.

Die Luft war verbraucht und stickig. Sie paßte zu der morbiden Atmosphäre, die diese Halle ausströmte. Es roch nach Verfall und Verwesung. Sogar der einst so kostbare Marmorboden hatte eine glanzlose, stumpfe Farbe angenommen. Fußabdrücke hatten den Marmor gezeichnet, und in einer Ecke des Saales war der Boden kurzerhand aufgebrochen worden.

Die Halle war Teil eines über sechshundert Jahre alten Patrizierhauses, das von zwei Kanälen begrenzt wurde und zwischen unzähligen alten Häusern klebte.

Die Kanäle flossen an der West- und Nordseite des Hauses vorbei, und es gab auch mehrere direkte Zugänge zum Wasser. Zwei andere Häuser begrenzten mit ihren Mauern die Süd- und Westseite. Die Häuser waren zum Teil bewohnt und durch zahlreiche Türen und Gänge miteinander verbunden und ineinander verschachtelt. Außerdem gab es Verbindungswege zu anderen Bauten, diese hatten wiederum geheime Gänge und Schlupfwinkel, so daß man praktisch diesen Stadtteil Venedigs durchqueren konnte, ohne einmal einen Fuß nach draußen auf eine Gasse oder Brücke zu setzen. Es war schon ein wahres Labyrinth, und wer hier gejagt wurde und sich nicht auskannte, war rettungslos verloren.

Dieses Gemisch aus verfallenen und bewohnten Häusern bildete einen idealen Schlupfwinkel für die Bande des Goldenen Löwen.

Der Goldene Löwe war ein Begriff in Venedig. Flüsternd nur wurde sein Name genannt. Einige Leute glaubten, daß er gar nicht existierte. Das waren meistens Polizisten, die lieber ihre Ruhe haben wollten. Doch wenn morgens manchmal die Leiche eines jungen Mädchens aus einem der Kanäle gefischt wurde, dann wurden auch die Polizisten mit dem Goldenen Löwen konfrontiert.

Nachforschungen waren bisher immer im Sande verlaufen. Die Mitglieder des Geheimbundes hielten stärker zusammen als die Gangster der Mafia. Jeder konnte praktisch zu dem Geheimbund gehören, auch der beste Nachbar, und die einzelnen Mitglieder verstanden es stets geschickt, ihre Identität zu verbergen. Es ging das Gerücht um, daß auch Angehörige der venezianischen Oberschicht dem Goldenen Löwen hörig waren. Aber niemand wußte etwas Genaues.

Der Goldene Löwe!

Er bildete den Mittelpunkt der Halle. Eine mannshohe Statue, die die Gestalt eines Menschen hatte und auf einem marmornen Sockel stand.

Das Licht der Kerzen spiegelte sich auf der Oberfläche der goldenen Figur, überwarf sie mit tanzenden Schatten und gab ihr ein dämonisches Aussehen.

Der Goldene Löwe war ein Dämon.

Und er lebte!

Es war ein grausames, finsteres Leben, wie es nur in den Tiefen der Hölle geboren werden konnte. Aber der Löwe hatte Macht. Und er nutzte sie gnadenlos aus.

Der Goldene Löwe war so alt wie das Haus. Vor fast sechshundert Jahren war er ein Doge gewesen und bekannt wegen seiner Grausamkeiten. Er liebte das Gold und die Frauen über alles. Beides nahm er sich mit einer nahezu unvorstellbaren Brutalität. Der Doge selbst nannte sich der Goldene Löwe. Löwe deshalb, weil er sich immer zwei von diesen Raubtieren in einem Spezialkäfig hielt und diese nicht selten mit Menschen gefüttert wurden.

Das Gold und die jungen Frauen holte er sich bei seinen Raubfahrten, die ihn meistens an die levantinische Küste führten. Und er hatte immer wieder Glück. Es hieß, daß er mit dem Satan im Bunde stünde, was sogar stimmte, denn der Doge beschäftigte sich mit Schwarzer Magie und hielt sich zwei Alchimisten, die in ihren Hexenküchen für ihn arbeiteten.

Es war klar, daß dem Treiben des Dogen irgendwann einmal ein Ende gesetzt werden mußte. Und so kam es dann auch.

Als der Doge mit einem schwerbeladenen Schiff von Kleinasien zurückkehrte und seine Mannschaft durch Kämpfe auf die Hälfte geschrumpft war, stoppten ihn in der südlichen Adria in der Höhe von Brindisi zwei Segler. Es waren Piratenschiffe, deren Besatzungen aber von venezianischen Kaufleuten bezahlt worden waren. Es gab ein mörderisches Gefecht, in dem der Doge unterlag. Seine Leute wurden getötet. Nur er blieb am Leben. Vorläufig wenigstens. Schließlich schmolzen die Piraten einen Teil des geraubten Goldes, Übergossen den Dogen damit und brachten ihn als Siegestrophäe nach Venedig. Im Triumphzug wurde der Doge durch die Straßen geführt, um anschließend in einer der Bleikammern für immer zu verschwinden.

Doch der Doge hatte innerhalb den Stadtmauern noch zahlreiche Anhänger.

Sie holten den Goldenen Löwen aus dem Gefängnis und versteckten ihn so, daß er nicht mehr gefunden wurde.

Gleichzeitig mit der Befreiung war der Geheimbund der goldenen Masken ins Leben gerufen worden, der im Namen des Dogen weiter mordete und anfing, die Stadt zu terrorisieren. Hin und wieder

wurden Mitglieder des Geheimbundes gefaßt, die aber auch unter schwerster Folter nicht aussagten, wo sich das Versteck des Goldenen Löwen befand.

Jahrhunderte vergingen, und es wurde ruhig um den Clan der goldenen Masken, obwohl er nie aufgehört hatte zu existieren. Immer wieder fand man blutige Beweise, doch erst in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts wurde der Bund der goldenen Masken wieder aktiv.

Professor Mandra hatte die Nachfolge des Dogen angetreten!

Er hatte den Goldenen Löwen aus seinem Versteck geholt und ihn in die Halle des Patrizierhauses gebracht, um von ihm die Befehle für das blutige Erbe entgegenzunehmen.

Der Goldene Löwe verlangte nach Blut. Nach dem Blut junger Frauen und Mädchen.

Und daran mußte auch Professor Mandra denken, als er vor der Statue stand und in das goldene Gesicht sah.

Der Löwe war nicht tot!

Er lebte sein unseliges Dasein weiter unter dem harten goldenen Metall.

Dunkel, tiefschwarze Augen lagen in den Höhlen. Sie wirkten auf den Betrachter wie Schächte des Grauens. Die Augen lebten, schienen in jeden Winkel des Raumes und in die Tiefen der menschlichen Seele zu sehen.

Tief verneigte sich Professor Mandra vor der Statue, so daß seine Stirn bald den Boden berührte. Mandras Gesicht war wieder mit einer kalkigen Kreideschicht überzogen, und sein Körper wurde von einem dunklen, bis zum Boden reichenden Mantel verhüllt, der vor der Brust von einer goldenen Spange zusammengehalten wurde.

»Ich werde dir noch in dieser Nacht die blonde Frau besorgen«, sagte Mandra. »Sie hat es verdient, dein Opfer zu werden.« Der Professor trat einen Schritt vor und hob eine flache, ovale Schale vom Boden auf. »Diese Schale wird mit ihrem Blut getränkt, das dir, o großer Doge, die Kraft gibt, am Leben zu bleiben.«

Der Goldene Löwe antwortete nicht. Aus seiner Mundhöhle drang kein Laut, nur in seinen Augen glühte mörderischer Fanatismus.

Er wartete auf das Opfer!

Mit der blonden Frau war Sheila Conolly gemeint. Der Professor hatte sie zufällig gesehen und war sofort von ihr ›begeistert‹ gewesen. Diese Frau mußte der Löwe besitzen. Koste es, was es wolle.

Mandra hatte sofort zwei seiner Leute auf die Blondine angesetzt. Daß sie einen Begleiter hatte, kümmerte Mandra nicht. Der Mann würde noch vor ihr sterben, wenn er nicht schon tot war, denn die beiden Männer hatten die Anweisung, auch tagsüber zuzuschlagen, falls sich die Gelegenheit ergab.

Der Professor stellte die Schale wieder auf den Boden, verneigte sich nochmals und ging mit gemessenen Schritten davon. Er verließ die Halle durch eine kleine Tür und gelangte in einen Raum, in dem er seine Untertanen empfing.

Professor Mandra hatte sich jahrelang mit dem Phänomen des Goldenen Löwen beschäftigt. Er hatte an der Universität Mailand Kunstgeschichte gelehrt und war so von der Vergangenheit dieses Geheimbundes fasziniert worden, daß er seine Stelle aufgegeben hatte. Unter seiner Hand war der Clan neu und straff organisiert worden. Er hatte den Terror verbreitet und durch die schwarze Todesgondel Angst und Schrecken nach Venedig gebracht. Wieder zitterten die Bewohner dieser traditionsreichen Stadt um ihr Leben. Besonders die jungen Frauen und Mädchen. Es gab sogar Familien, die ihre Töchter freiwillig dem Goldenen Löwen anboten, nur, um von ihm nicht unterdrückt zu werden.

Ja, die Macht des Goldenen Löwen war weiterhin ungebrochen und festigte sich von Tag zu Tag mehr.

Bisher hatte die Polizei vergebens nach dem Hauptquartier des Geheimbundes geforscht, und die Menschen, die den Platz kannten, hüteten sich, auch nur ein Wort zu sagen, denn die Rache des Goldenen Löwen war grausam.

Professor Mandra blieb an dem kleinen Fenster stehen und blickte nach draußen auf das schmutzige Wasser eines Kanals. Die Öffnung glich mehr einer Schießscharte, reichte aber aus, um zu sehen, was auf dem Kanal vorging.

Mandra hatte kaum zwei Minuten durch die Öffnung geschaut, als eine Gondel herantrieb, gewendet wurde und in einer Öffnung unterhalb des Hauses verschwand.

Dieses war ein ganz besonders klug ausgedachter Trick. Das Haus hatte einen kleinen unterirdischen Hafen, in dem auch die schwarze Todesgondel lag. Die Hafenzufahrt war durch ein modernes, gut getarntes Stahltor gesichert, das sich auf einen geheimen Mechanismus hin öffnete. Die Handwerker, die damals dieses Tor gebaut hatten, lebten nicht mehr. Ihre Leichen hatte man nie gefunden.

Schritte kamen die alte brüchige Steintreppe hoch.

Der Professor wandte sich um, und im selben Augenblick wurde auch schon gegen die Tür geklopft.

Der Professor öffnete selbst und ließ die beiden Männer in den Raum. Er stellte sofort fest, daß etwas schiefgelaufen sein mußte, denn die Kleidung der Männer war naß und ihre Gesichter wirkten verschlossen.

Wortlos drückte Mandra die Tür zu. Dann sagte er: »Nun?«

Die Helfer waren in demütiger Haltung vor dem Professor

stehengeblieben. Schließlich faßte sich einer ein Herz und begann zu berichten.

In Mandras Gesicht regte sich kein Muskel. Auch nicht, als er fragte: »Dann habt ihr euch von einem einzelnen Mann besiegen lassen?«

Die Männer schwiegen.

»Nun gut«, sagte Mandra. »Ihr habt ja noch Zeit. Aber jetzt sind die beiden gewarnt, und es wird für euch wesentlich schwieriger werden. Deshalb macht ihr es nicht allein, sondern nehmt noch zwei Männer mit. Heute nacht noch muß ich dieses Mädchen haben, denn morgen abend beginnt das große Fest. Und die Blonde soll das Ehrenopfer für den Goldenen Löwen sein. Ich werde mit der Todesgondel auf euch und eure Beute warten. Falls ihr noch einmal versagt, ist euer Tod eine beschlossene Sache.«

Die Männer nickten.

»Und jetzt geht«, sagte Professor Mandra. Er sah zu, wie die beiden mit gesenkten Köpfen hinausschlichen und leise die Tür hinter sich schlossen.

Mandra war überzeugt, daß sie ihren Fehler wieder ausbügeln würden und der Goldene Löwe das blonde Opfer bekam, das für ihn vorgesehen war.

***

Das Gesicht des Polizisten verschloß sich von einer Sekunde zur anderen und nahm einen abweisenden Ausdruck an. »Sie scherzen, Signor.«

»Damit nicht«, erwiderte Bill Conolly. »Sehen Sie selbst.« Sheila hatte schon den Mantel etwas weggezogen, so daß das Gesicht der Toten zu sehen war.

Der Polizist wurde bleich. Sein Kollege stieß einen erschreckten Ausruf aus.

»Glauben Sie mir nun?« fragte Bill mit rauher Stimme.

Der Beamte nickte stumm. Dann sagte er: »Helfen Sie bitte mit, die Leiche in unser Boot zu heben, und dann müssen wir Sie leider bitten, uns zu begleiten.«

»Das hatten wir sowieso vor«, sagte Bill, packte die Tote unter den Achselhöhlen und hievte sie an Bord des Polizeibootes. Es war gar nicht so einfach. Die Schiffe lagen zwar nebeneinander, doch die Bordwände waren unterschiedlich hoch, und außerdem war der Wellengang ziemlich stark, so daß die Boote immer wieder getrennt wurden.

Dann half Bill Conolly seiner Frau, in den kleinen Polizeikreuzer zu klettern. Sheila nahm auf einer harten Sitzbank Platz, und anschließend kletterte Bill an Bord.

»Sie haben allein die Gondel gelenkt?« wurde er gefragt.

»Zwangsläufig, denn der Gondoliere, bei dem wir gemietet hatten, ist baden gegangen.«

Der Beamte sah Bill verständnislos an.

»Er ist abgehauen, als wir die Leiche fanden. Hat irgend etwas von goldenen Masken geredet – und weg war er.«

In den Augen der Polizisten blitzte es auf. »Goldene Masken, sagten Sie?«

»Ja«

»Sie hätten die Leiche lieber nicht bergen sollen, Signor. Es wäre besser gewesen.«

Bill zog ein Gesicht wie ein Kind, das zu Weihnachten statt des gewünschten Autos nur ein Paket Nüsse vorfindet. Auch Sheilas Blick war verständnislos.

»Tut mir leid«, sagte der Reporter, »aber dieser Logik kann ich beim besten Willen nicht folgen.«

»Sie sind ja auch nur Tourist«, erwiderte der Polizist. »Aber Sie werden mich vielleicht besser verstehen, wenn Sie mit Commissario Tolini gesprochen haben.«

»Ja«, sagte Bill, »auf den Mann bin ich mal gespannt. Aber eins ist doch verwunderlich. Sie scheinen hier ja seltsame Sitten zu haben.«

Der Polizist hob die Schultern. »Was wissen Sie schon von den goldenen Masken«, sagte er in einem rätselhaften Tonfall, über den Bill sich nur wundem konnte.

Doch der Reporter sollte schon sehr bald am eigenen Leibe erfahren, wer und was hinter den goldenen Masken steckte. Doch das konnte er zu diesem Zeitpunkt nicht wissen. Und es war gut so.

***

Das Polizeigebäude war ein alter, vierstöckiger Bau mit hohen Fenstern, einer breiten Treppe vor dem Eingang und einer stucküberladenen Fassade. Hier war alles unter einem Dach vertreten. Die Kriminalpolizei, die Straßenwacht und die Wasserschutzpolizei. Deshalb herrschte auch reger Betrieb.

Die Rückseite des Gebäudes grenzte an einen kleinen Hafen, in dem die Polizeiboote lagen. Der Hafen war durch eine Mauer geschützt und nur an der Nordseite zur Einfahrt hin frei.

Das Boot mit den beiden Conollys schoß mit rauschender Bugwelle in das Hafenbecken. Die leere Gondel hatten die Polizisten einem anderen Gondoliere in Verwahrung gegeben. Die Beamten würden den Eigner oder Mieter später feststellen. Jetzt hatte die Tote erst mal Vorrang und vor allen Dingen Sheilas und Bills Aussagen.

Das Boot legte an einem durch Autoreifen geschützten Steg an. Bill half seiner Frau von Bord.

Einer der beiden Polizisten winkte aufgeregt, und zwei Uniformierte

näherten sich. Der Beamte in dem Boot deutete auf die Leiche und redete wie ein Wasserfall auf seine Kollegen ein. Die nickten ab und zu, warfen noch einen Blick auf die Frau und liefen dann weg.

»Es wird sich jemand um die Tote kümmern«, wurde Bill gesagt.

Der Reporter nickte.

Der Beamte, der das Polizeiboot gelenkt hatte, blieb auch weiterhin an Bord, während Sheila und Bill mit dessen Kollegen auf eine grau gestrichene Eisentür zugingen.

Bill warf noch einen letzten Blick auf den strahlend blauen Himmel und dachte: Urlaub ade!

Dann betrat er das muffig riechende Gebäude. Sheila war stehengeblieben und hakte sich bei ihrem Mann ein.

Der Bau war ziemlich düster. Ein Gewirr von Gängen und Korridoren durchschnitt ihn. Der Boden war frisch gebohnert und glänzte wie ein Spiegel.

Hektik bestimmte den Arbeitsrhythmus. Männer und Frauen eilten geschäftig hin und her. Bill und Sheila gönnte man kaum einen Blick.

Über eine Steintreppe ging es in die zweite Etage, wo die Kriminalabteilung untergebracht war. Hier war es etwas ruhiger, so daß man sogar das Schrillen der Telefone aus den vielen Büroräumen hören konnte.

Vor einer mit Milchglas verkleideten Tür blieb der Beamte stehen, lächelte aufmunternd, legte die Hand auf die Klinke und stieß die Tür auf.

Bill hatte gerade noch Zeit, auf das Namensschild neben dem rechten Holzrahmen zu schauen.

Commissario Tolini stand darauf.

Die beiden Conollys betraten ein Büro, in dem zwei Männer hinter wurmstichigen Schreibtischen saßen und auf museumsreifen Schreibmaschinen herumhackten. Beim Eintritt der drei Personen hoben die Beamten die Köpfe, blickten erst verwundert und starrten dann Sheila an.

»Ist der Commissario zu sprechen?« fragte der Beamte, der Bill und Sheila begleitet hatte.

Die Männer nickten.

Der Uniformierte schloß die Tür und bat die Conollys, solange auf zwei Stühlen Platz zu nehmen.

»Ich muß Sie erst anmelden«, sagte er und verschwand im Hintergrund des Zimmers, wo er an eine frisch lackierte Tür klopfte.

Sheila und Bill setzten sich.

»Touristen, wie?« fragte einer der Kriminalbeamten.

»Ja«, erwiderte Bill.

»Hat man Ihnen etwas gestohlen?«

»Dann wären wir ja wohl nicht bei der Mordkommission.«

Der Beamte verzog das Gesicht und widmete sich wieder seiner Arbeit. Bill grinste verstohlen, und auch Sheila konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Sie hatten die Blicke der Männer sowieso gestört.

Der Uniformierte kehrte schnell wieder zurück. Einladend hielt er die Tür auf. »Commissario Tolini erwartet Sie.«

»Danke«, sagte Bill. Gemeinsam mit Sheila betrat er das Büro des Leiters der Mordkommission.

Commissario Tolini sprang hinter seinem Schreibtisch hoch wie ein Gummimännchen. Der Kommissar war ein quicklebendiger Mann mit blitzenden Augen, einer Halbglatze und einem buschigen Schnäuzer, der an den beiden Kinnwinkeln traurig herabhing. Tolini trug ein grünes Hemd mit Schwitzflecken unter den Armen und eine schwarze Hose. Bill schätzte den Mann auf ungefähr vierzig Jahre, obwohl er auf Grund seiner beachtlichen Leibesfülle älter wirkte.

Im Aschenbecher auf dem Schreibtisch qualmte eine Zigarre, eine von der billigen Sorte, deren Tabak die Bronchien reizte.

»Ich bin Commissario Tolini. Was kann ich für Sie tun?«

Der Mann drückte Sheila und Bill die Hand, auf Sheilas Gesicht verweilte sein Blick länger.

Bill stellte seine Frau und sich vor, und er wollte gerade mit seinem Bericht anfangen, als Tolini sagte: »Ich weiß schon, Sie haben eine Leiche gefunden. Der Kollege hat mich bereits unterrichtet.«

»Genau«, sagte Bill, »und jetzt würden wir auch gern den Mörder kennenlernen.«

Tolini lachte und zeigte dabei zwei Goldzähne. »Aber setzen Sie sich doch erst einmal. Möchten Sie etwas trinken?«

Sheila und Bill lehnten ab.

Die Stühle waren genauso hart wie die im Vorzimmer. Auch das Büro war nicht besser. Grüngetünchte Wände, ein Bild des Polizeichefs, darüber eine Normaluhr, zwei Aktenschränke, ein Schreibtisch, einige Stühle.

Commissario Tolini nahm wieder hinter seinem Schreibtisch Platz, griff zu der mittlerweile erloschenen Zigarre und zündete sie an. »Tja«, sagte er und paffte nachdenklich ein paar Rauchwolken. »Das ist natürlich eine betrübliche Sache, in die Sie da hineingeraten sind. Erzählen Sie doch mal genau, wie alles vor sich gegangen ist.«

Und Bill berichtete. Er hielt sich haarklein an die Wahrheit.

Der Kriminalbeamte hatte sich zurückgelehnt und hörte ihm mit halbgeschlossenen Augen zu. Schließlich, als Bill geendet hatte, fragte er: »Sie vermuten also einen Mord.«

»Ja«

Tolini beugte sich wieder vor. »Und wie kommen Sie zu dieser Annahme?«

»Nun, das Mädchen ist… also…« Bill hatte die Frage des Polizisten überrascht.

Tolini lächelte mokant. »Sehen Sie, Signor, es könnte auch durchaus Selbstmord gewesen sein.«

»Ausgeschlossen.«

»Wieso glauben Sie das?«

»Mein Gefühl sagt es mir. Außerdem waren da zwei Kerle, die uns überfallen wollten. Wer könnte das gewesen sein?«

Tolini hob die Schultern. »Keine Ahnung. Vielleicht Mitglieder einer Kanalgang. Es gibt solche Typen, die es auf Touristen abgesehen haben, vor allen Dingen auf deren Geld.«

»Möglich«, gab Bill zu. »Aber es ist auch der Begriff ›goldene Masken‹ gefallen.«

»Und das macht die Sache schwierig.« Torini nickte bekümmert.

»Könnte ich Näheres erfahren?« fragte Bill. »Ich bin Reporter und habe schon oft mitgeholfen, einen Kriminalfall zu lösen.«

Tolini schüttelte den Kopf. »Bei uns liegt der Fall anders. Man sagt, hier würden übersinnliche Mächte eine Rolle spielen, obwohl das natürlich Unsinn ist.«

Sheila und Bill tauschten einen vielsagenden Blick.

Ehe Tolini weiterreden konnte, schrillte das Telefon auf seinem Schreibtisch.

Mit einem entschuldigendem Achselzucken hob der Commissario ab. Er hörte ungefähr zwei Minuten zu und legte dann auf. Nachdenklich zündete er sich eine neue Zigarre an. Dann sagte er: »Dieser Anruf betraf das tote Mädchen. Unser Arzt hat es inzwischen untersucht. Soviel er bisher feststellen konnte, ist die Frau keines gewaltsamen Todes gestorben. Sie ist einfach ertrunken. Und damit tritt die Selbstmordtheorie wieder in den Vordergrund.«

»Man kann die Frau aber auch unter Wasser gedrückt haben«, erwiderte Bill Conolly.

»Möglich. Ich persönlich neige sogar zu der Ansicht, aber ich muß mich an die Fakten halten.«

»Verstehe«, sagte Bill, dem der Commissario gar nicht mal so unsympathisch war. »Hat man denn die Leiche inzwischen identifiziert?«

»Nein. Sie hatte keine Papiere bei sich. Ihr Bild wird aber heute abend noch nach den Nachrichten über die Bildschirme laufen, vielleicht meldet sich jemand, der die Tote gekannt hat, obwohl ich da auch nicht so recht dran glaube.«

»Und warum nicht?«

»Die Angst der Menschen vor den goldenen Masken sitzt zu tief. Sehen Sie, Signor Conolly, es ist nicht die erste Mädchenleiche, die aufgefunden wurde. Nur diesmal ist es etwas anderes. Die anderen

Leichen waren blutleer. Ihnen war das gesamte Blut abgezapft worden.« Der Commissario wischte sich mit einem roten Taschentuch über die Stirn. »Ich weiß, es klingt grausam, aber es sind die nackten Tatsachen.«

»Und hinter allem stecken diese goldenen Masken?« fragte Bill.

»Wahrscheinlich. Aber uns fehlen die Beweise.« Tolini blickte den Reporter nachdenklich an. »Ich weiß gar nicht, weshalb ich Ihnen das alles erzähle. Sie sind Tourist und wollen Ihren Urlaub in Venedig verbringen. Jetzt schrecken Sie meine Worte höchstens noch ab.«

Bill hob abwehrend beide Hände. »Im Gegenteil, Commissario, nun wird der Urlaub für mich erst interessant.«

»Aber Bill«, sagte Sheila.

»Laß nur, Darling«, meinte der Reporter. »Du bringst mich nicht davon ab, mich auf die Fersen der Mörder zu setzen. Commissario, was ist das für eine Bande, diese goldenen Masken?«

»Es ist ein Geheimbund«, erklärte der Polizeibeamte. »Der Ursprung dieser Vereinigung liegt weit in der Vergangenheit. Irgendwo hier in Venedig werden schaurige Rituale gefeiert, zu Ehren des Goldenen Löwen. Wir wissen, daß junge Frauen und Mädchen geopfert werden, können aber nichts dagegen tun, weil wir immer vor einer Mauer des Schweigens stehen. Die Leute haben eben zuviel Angst, was ich sogar verstehen kann. Bisher haben wir in den letzten vier Monaten acht Mädchen aus den Kanälen gefischt. Sie haben das neunte Opfer entdeckt. Und nie eine Spur. Wir haben jedesmal das Bild der Toten über die Fernsehschirme laufen lassen, doch gemeldet hat sich niemand.«

Und dann erzählte der Commissario, was es mit dem Goldenen Löwen auf sich hatte. Er redete fast eine halbe Stunde über die Entstehung und Vergangenheit des Kults. Bill hörte gespannt zu und wurde von Minute zu Minute blasser.

Sheila hatte die Hände zu Fäusten geballt. »Mein Gott«, flüsterte sie, »das ist ja schrecklich.«

»Da haben Sie recht, Signora Conolly«, stimmte der Commissario ihr zu. »Wollen Sie immer noch in Venedig bleiben?«

Sheila warf ihrem Mann einen fragenden Blick zu.

»Jetzt erst recht«, antwortete Bill. »Und ich habe auch schon eine Idee.«

Ehe Bill jedoch sprechen konnte, meinte der Commissario: »Sie haben die beiden Männer, die Sie verfolgt haben, doch lange genug gesehen.«

»Natürlich.«

»Würden Sie sie wiedererkennen?«

»Sofort.«

»Gut, vielleicht sind sie in unserer Kartei registriert. Bitte, geben Sie

doch die genauen Beschreibungen. Wir haben nämlich in diesem alten Gebäude einen hochmodernen Computer. Vielleicht haben wir sogar Glück, denn Sie sind bisher der einzige Zeuge, der es wagt, auszusagen.«

Bill Conolly gab sich redliche Mühe. Seine Angaben wurden anschließend von Tolini an die Computerabteilung weitergeleitet, und dann hieß es warten.

Bill hatte sich eine Zigarette angezündet. »Ach ja, was ich noch sagen wollte. Wie ich gesehen habe, stehen Sie hier auf verlorenem Posten. Ich habe aber einen sehr guten Freund. Er ist Oberinspektor bei Scotland Yard und Spezialist für übersinnliche Fälle. Ich könnte ihn anrufen und bitten, nach Venedig zu kommen. Wir wären dann zu dritt und damit eine schlagkräftige Truppe.«

Commissario Tolini horchte auf. »Wie heißt denn der Mann?«

»John Sinclair.«

»Sinclair… Sinclair«, murmelte der Commissario. »Ich glaube, ich habe den Namen schon mal gehört. Aber ich sehe jetzt schon den Ärger auf mich zukommen. Sollte Sinclair hier in Italien agieren, kann es unter Umständen Verwicklungen geben, und damit ist der Sache auch nicht gedient.«

»Man braucht es ja nicht an die große Glocke zu hängen«, sagte Bill. »Ungewöhnliche Fälle erfordern eben außergewöhnliche Maßnahmen.«

Tolini lächelte verschmitzt. »Sie sind raffinert, Signor Conolly. Sie haben mich überzeugt. Soll hinterher keiner sagen, ich hätte nicht alles getan. Einige schreien sowieso nach meiner Ablösung.«

Bill strahlte. »Ich werde John heute noch anrufen.«

Sheila tippte ihren Mann in die Seite. »Jetzt hast du es ja wieder geschafft«, flüsterte sie.

Bill machte ein unschuldiges Gesicht. »Ich habe mich nicht danach gedrängt. In diesen Fall sind wir von selbst reingestolpert.«

»Ja, so kann man es auch sehen.«

Sheila ärgerte sich ein wenig, daß Bill es wieder geschafft hatte, sich in einen Fall hineinzuhängen. Aber jetzt war es zu spät, etwas dagegen zu unternehmen.

Es wurde an die Tür geklopft, und auf Tolinis »Herein« betrat ein Bote das Büro. Er brachte einen schmalen Aktenhefter, legte ihn auf den Schreibtisch, warf Sheila einen anerkennenden Blick zu und verschwand wieder. Leise schloß er die Tür.

Tolini hatte den Hefter aufgeschlagen. Sein Gesicht begann zu strahlen, als er die erste Seite ansah.

»Gratuliere, Signor Conolly«, sagte er. »Sie und der Computer haben einen von den Burschen identifizieren können. Er heißt Tino Ricci und ist ein stadtbekannter Messerstecher.«

Bill war von seinem Stuhl aufgesprungen, an den Schreibtisch getreten und blickte Tolini über die Schulter. Er sah den eingeklebten Dreierstreifen des Portraitbildes und sagte spontan. »Ja, das ist der Knabe.«

Zufrieden klappte Tolini die Akte zu. »Und wir haben sogar seine Anschrift«, sagte er und rieb sich die Hände.

»Falls er da noch wohnt«, schränkte Bill ein.

»Ach, diese Typen hier sind meistens sehr familiengebunden. Die ziehen so leicht nicht um. Nein, nein, wir werden Signor Ricci mal einen Besuch abstatten.«

»Vorher rufe ich allerdings John Sinclair an«, sagte der Reporter.

»Das können Sie gleich von hier aus machen«, sagte der Commissario. »Himmel, Signor Conolly, sollte es dieser verdammten Brut wirklich an den Kragen gehen… Ich darf nicht daran denken. Es wäre zu schön, um wahr zu sein.«

»Ich bin da optimistisch«, sagte Bill. »Wenn John Sinclair dabei ist, läuft die Sache. Bisher hat er noch jeden Fall aufgeklärt.«

»Venedig ist nicht London«, erwiderte der Commissario. »Und irgendwann muß jeder Polizist die erste Niederlage einstecken.«

Bill winkte erschrocken ab. »Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Commissario…«

***

Superintendent Powell hatte Geburtstag!

Sechzig Jahre alt war er geworden, und seit dreißig Jahren stand er in den Diensten von Scotland Yard. Er hatte sich von der Pike auf hochgearbeitet und war schließlich Leiter der Kommission für Sonderaufgaben geworden.

Powell war ein durch und durch integrer Mann, der nur seine Arbeit kannte und auch jedem Bestechungsversuch getrotzt hatte, im Gegensatz zu einigen seiner Kollegen, gegen die jetzt ein Untersuchungsverfahren lief und deren Namen durch die Weltpresse gegangen war.

Powell war ein hervorragender Stratege und Planer. Sein Büro war die Schaltzentrale.

Ganz im Gegensatz dazu John Sinclair, Powells bester Mann. John war der Praktiker. Die beiden Männer ergänzten sich großartig, obwohl sie so unterschiedlich wie Hund und Katze waren.

John Sinclair – jüngster Oberinspektor bei Scotland Yard und fast dreißig Jahre jünger als Powell – war der geborene Kämpfer. Er wurde immer an die Front geschickt, und die Auflösungsquote seiner Fälle lag bei hundert Prozent. Sinclair schlug sich mit Geistern, Dämonen und anderen übersinnlichen Wesen herum, was ihm auch den Spitznamen Geisterjäger eingebracht hatte. Erst vor Tagen noch war

John in Schottland gewesen und hatte dort ein unschuldiges Kind aus den Klauen eines Dämons befreit. Im Augenblick war er, was den praktischen Teil seiner Arbeit anging, arbeitslos und deshalb auch einer der ersten Gratulanten bei seinem Chef.

Unter der Hand hatte John einen kostbaren Degen ergattern können, den er Powell zum Geburtstag schenkte, da er wußte, daß sein Chef ein Liebhaber antiker Hieb- und Stichwaffen war.

Powell war ganz gerührt und bot Sinclair sogar einen Whisky an.

»Man dankt«, sagte der Oberinspektor und prostete seinem Chef zu. Der Whisky war ausgezeichnet.

»Und wann beginnt die offizielle Feier?« fragte John und hielt seine Nase an einen Strauß Flieder, den Powell von der Sekretärin erhalten hatte.

»In einer Stunde. Aber Sie sind doch auch dabei, John?«

»Nein, lieber nicht. Ich komme lieber heute abend zum gemütlichen Teil. Die anderen Kameraden sind mir zu steif.«

Powell blinzelte hinter seinen dicken Brillengläsern verschmitzt. »Kann ich Ihnen nicht verdenken.«

Ein Bote brachte ein Telegramm des stellvertretenden Innenministers.

Powell las gerührt die Zeilen, und John verabschiedete sich durch ein Kopfnicken.

In seinem Büro pflanzte er sich auf den Stuhl und legte die Beine auf den Schreibtisch. Dabei blätterte er interessiert in einem Magazin, das sich mit Okkultismus beschäftigte. Es war ein Blatt, das nur unter der Hand vertrieben wurde und sich ausführlich mit Satansmessen und deren Folgen befaßte. John hatte das Magazin auch nur durch Beziehungen bekommen. Er schrieb sich den Verleger aus dem Impressum heraus und nahm sich vor, dem Mann in den nächsten Tagen mal auf den Zahl zu fühlen.

Die folgenden Stunden verbrachte er mit Schreibarbeit und dem Diktieren eines Protokolls. Anschließend aß John in der Kantine zu Mittag. Danach stattete er der Computerabteilung noch einen Besuch ab und unterhielt sich eine Stunde mit dem Chef mathematiker über die neuen Verfahren, die inzwischen auf dem Gebiet der Verbrechensbekämpfung und Vorsorge entwickelt worden waren.

Nachmittags war John dann wieder in seinem Büro und hatte kaum am Schreibtisch Platz genommen, als das Telefon schrillte.

Der Oberinspektor drückte seine Zigarette aus und hob ab. »Sinclair«, meldete er sich.

»Ein Gespräch aus Venedig«, sagte eine ferne Frauenstimme in schlechtem Englisch. »Einen Augenblick bitte, ich verbinde.«

John überlegte blitzschnell. Venedig? Wer konnte ihn denn von dort anrufen? Und plötzlich fiel ihm Bill Conolly ein, der ja dort mit seiner Frau einige Tage Urlaub verbringen wollte. Aber John hätte höchstens

mit einer Ansichtskarte gerechnet, nie mit einem Anruf – es sei denn…
»John, bist du's?« Bills Stimme unterbrach die Gedanken des Oberinspektors.
»Ja, natürlich«, lachte Sinclair. »Was ist denn passiert, du alter Eisenfresser?«
»Die Hölle ist los, John.«
»Ich denke, du machst Urlaub.«
»Von wegen. Hier geht's rund. Du mußt unbedingt kommen.«
»So einfach ist das nun auch nicht. Was denkst du dir denn?«
»Dann hör mir mal fünf Minuten ruhig zu.«
»Okay, schieß los.«
John lehnte sich zurück und unterbrach Bills Erzählung mit keinem Wort. Nur seine Haltung spannte sich plötzlich, als würde er an einem Stromkreis angeschlossen. Was Bill Conolly da berichtete, war in höchstem Maße alarmierend.
»Immer noch dagegen?« fragte Bill.
»Nein, zum Teufel.«
»Dann komm sofort. Die italienische Polizei wird dir keine Steine in den Weg legen. Nimm die Maschine bis Trevisio. Das ist der Flughafen von Venedig und ungefähr vierzig Meilen vor der Stadt. Dort kannst du dir dann einen Wagen leihen und losbrausen. Wir wohnen im Hotel Atlanta. Ich erwarte dich noch in der nächsten Nacht.«
John stieß die Luft aus. Das war ein Schreck in der Nachmittagsstunde.
»He, John, hast du alles verstanden?« rief Bill.
»Sicher.«
»Dann kann ich mich auf dich verlassen?«
»Ja. Ich komme, Bill. Halt die Ohren steif, und gib auf Sheila acht.«
»Ich freue mich, alter Junge«, sagte Conolly und legte auf.
John Sinclair blieb ein paar Minuten ruhig sitzen. Mit solch einem Tagesverlauf hätte er nun nicht gerechnet. Dumm war nur, daß er Powell im Moment nicht erreichen konnte. Oder doch? John blickte auf seine Uhr. Der Superintendent war bestimmt schon zu Hause.
Kurzentschlossen rief John Sinclair bei Powell an. Nach dem zweiten Läuten wurde schon abgehoben. Im Hintergrund hörte John Männerstimmen. Powell hatte zu einem Drink eingeladen.
»Ich bin's, Chef«, sagte John und noch im selben Atemzug: »Sitzen Sie gut?«
»Also raus mit der Sprache«, knurrte Powell. »Was gibt es? Wird London bald in Flammen stehen?«
John grinste. Superintendent Powell machte selten Spaße. »London nicht, Sir, aber Venedig.«
»Und was geht das uns an?«
»Das will ich Ihnen ja gerade erklären, Sir.«

John redete zehn Minuten mit Engelszungen und hatte schließlich Powells Einwilligung. Prustend legte Sinclair den Hörer auf. Himmel, das war eine schwere Geburt gewesen.

Für solche Fälle hatte John Sinclair zu Hause immer einen Koffer bereitstehen. Noch vom Büro aus rief er am Flughafen Heathrow an, erkundigte sich, wann die nächste Maschine nach Trevisio ging, und hatte Glück, daß er in nicht ganz neunzig Minuten fliegen konnte. John bestellte ein Ticket, warf sich in seinen metallicfarbenen Bentley und fuhr zu seiner Wohnung.

Ein Taxi war schnell bestellt, und es dauerte nur sieben Minuten, da war der Wagen schon da.

»Wohin, Sir?« fragte der Fahrer.

»Zum Flughafen«, erwiderte John. Er setzte sich in den Fond des Wagens.

Oberinspektor Sinclair wollte kein Gespräch, er war mit seinen Gedanken bereits woanders.

Venedig wartete auf ihn – und die Todesgondel…

***

Bill und Sheila Conolly wohnten im Hotel ATLANTA. Es war eine Luxusherberge und bot allen Komfort, vom Fitneß-Center bis zum Tennisplatz, der in dem weitläufigen Garten den Gästen zur Verfügung stand. Das Hotel war ein älterer Kasten, doch im Innern modern und mit allen Schikanen.

Bill und Sheila hatten sich von Commissario Tolini getrennt, aber verabredet, daß sie einander sofort benachrichtigen würden, sollte etwas Unvorhergesehenes geschehen.

Sheila war müde und wollte sich hinlegen, was Bill durchaus verstehen konnte. Er selbst hatte noch Durst, die Luft in dem Polizeigebäude war zu trocken gewesen.

Es ging schon auf den Abend zu. Das Bild des toten Mädchens war bereits über die Fernsehschirme geflimmert. Da Bill die Verhältnisse jetzt kannte, erhoffte er sich davon keine sehr große Resonanz.

Bill stand mit seiner Frau in der eleganten Halle. Der Marmorboden war mit Teppichbrücken belegt. Säulen stützten die Decke, die ein Schachbrettmuster hatte, und in deren weißen Feldern raffiniert getarnte Lampen brannten.

»Soll ich dich noch nach oben begleiten?« fragte der Reporter seine Frau.

»Nein, nein, du kannst hier auf John warten.«

Bill lachte. »Um Himmels willen, da bin ich ja längst hinüber.«

Sheila tippte ihrem Mann auf die Brust. »Du sollst dich ja nicht betrinken.« Dann hauchte sie ihm einen Kuß auf die Wange und verschwand im Lift.

Bill schlenderte indessen zur Hotelbar. Es gab derer drei. Der Reporter suchte sich die kleinste aus. An der Rezeption hatte er hinterlassen, wo er zu erreichen war.

Der Raum war ziemlich klein, gut belüftet und hatte einen runden Tresen, an dem ein einzelner Gast saß und Zeitung las. Der Keeper gähnte hinter der hohlen Hand.

Bill nahm auf dem mit rotem Leder bespannten Sessel Platz und bestellte eine Flasche Bier.

Rot war die vorherrschende Farbe. Die Stühle waren rot gepolstert, und die Decken auf den kleinen Tischen von der gleichen Farbe. Die aus Messing bestehenden Stuhl- und Tischbeine glänzten im Licht der Spotlights.

Der Barkeeper stellte Flasche und Glas vor Bill auf den Tresen und schenkte ein.

Der Reporter nahm einen kräftigen Schluck. Es war deutsches Exportbier und schmeckte ihm ausgezeichnet.

Bill Conolly winkte den Barmenschen zu sich heran und bot ihm eine Zigarette an.

»Wollen Sie auch etwas trinken?« fragte der Reporter.

Der Keeper nahm einen Martini, trocken und eiskalt.

»Auf Ihr Wohl, Signor«, sagte er.

Die Männer tranken sich zu.

»Sind Sie aus Venedig?« begann Bill das Gespräch.

»Ja, Signor.«

»Dann haben Sie bestimmt schon mal etwas von den goldenen Masken oder dem Goldenen Löwen gehört?«

Das sonnenbraune Gesicht des Barmixers wurde blaß. Angst stahl sich in den Blick.

»Tut mir leid, Signor, aber ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

Bill lächelte. »Warum lügen Sie?«

Der Mixer hob die Schulter. »Ich kann Ihnen leider nicht helfen. Bitte, entschuldigen Sie mich, ich habe noch zu tun. Vielen Dank für den Martini.«

»Geschenkt.« Bill winkte ab.

Er ärgerte sich, aber es war genau das eingetroffen, was er vorausgeahnt und was ihm auch Commissario Tolini gesagt hatte. Die Leute hatten Angst. Die Macht des Goldenen Löwen machte vor niemandem halt. Dieser Geheimbund mußte seine Finger überall haben.

Nachdenklich zündete sich der Reporter eine Zigarette an. Er sah unüberwindbare Schwierigkeiten auf sich zukommen. Man konnte die Leute schließlich nicht zwingen, den Mund aufzumachen. Aber es mußte eine Möglichkeit geben, um das Versteck des Goldenen Löwen zu finden.

Der Mann, der mit Bill am Tresen gesessen hatte, faltete seine Zeitung zusammen, glitt vom Hocker und nickte Bill zu.

Der Reporter grüßte zurück. Aus den Augenwinkeln sah er, daß der Mann schlohweißes Haar hatte, ein markantes gebräuntes Gesicht und eine hervorspringende Nase, die wie ein Erker wirkte. Er trug einen taillierten hellen Blazeranzug und bewegte sich mit der lässigen Eleganz eines Weltmannes.

»Auf Widersehen, Signor Mandra«, sagte der Mixer und deutete eine Verbeugung an.

Bill trank sein Glas leer. Er überlegte, ob er sich noch eine neue Flasche bestellen sollte, wurde aber abgelenkt, da ein junger Mann die Bar betreten hatte, sich suchend umsah und dann etwas zögernd auf Bill Conolly zusteuerte.

Der Reporter drehte sich zur Seite.

Der Mann blieb neben Bill stehen und legte eine Hand auf den Tresen. »Sind Sie Mr. Conolly?« fragte er.

»Ja.«

»Commissario Tolini schickt mich. Mein Name ist Mario Stefani. Ich… ich…« Der junge Mann zögerte, bevor er weitersprach. Dann zog er scharf den Atem ein und sagte: »Ich war mit der Toten, die Sie gefunden haben, verlobt!«

***

Langsam teilten sich die beiden Hälften des schweren Tores und gaben eine dunkel gähnende Öffnung frei. Wellen schwappten gegen die Seitenbegrenzungen des Kanals, und ein Stück Treibholz, das auf der Oberfläche des Wassers schwamm, begann hin und her zu wippen.

Der Himmel war dunkel und von einem samtenen Blau. Ein paar Sterne blinkten. Sie wirkten verloren in der Weite des Firmaments. Selbst das Licht des Mondes hätte nicht ausgereicht, um die engen Gassen in der Altstadt von Venedig zu erhellen.

Still war es. Still und finster.

Die beiden Hälften des Tores hatten die für sie vorgesehenen Halterungen erreicht. Automatisch rastesten sie ein. Das Wasser kam langsam zur Ruhe.

Und dann glitt etwas Dunkles, Drohendes aus der Öffnung.

Die Todesgondel!

Sie schien auf den Wellen zu schweben. Kein Geräusch war zu hören, als der Gondoliere vom am Bug die Ruderstange in das Wasser tauchte.

Die Gondel erreichte den Kanal, während das Tor wieder zusammenglitt.

Wie ein Denkmal stand Professor Mandra hinter dem Gondoliere. Mandra hatte das Hotel sehr rasch verlassen. Und das zu seiner

vollsten Zufriedenheit. Relativ lange hatte er auf die Blonde warten müssen, doch jetzt befand sie sich in ihrem Zimmer, während der Mann unten in der Bar hockte.

Sheila Conolly hieß die Frau, das hatte Mandra in Erfahrungen gebracht. Er lächelte teuflisch, als er daran dachte, wie er die Blonde durch Zufall zum erstenmal entdeckt hatte. Es war vor dem Hotel ATLANTA gewesen, und sie war gerade mit ihrem Mann in ein Taxi gestiegen.

Wie ein Blitzstrahl hatte es Mandra durchzuckt.

Die Frau mußte er besitzen. Als Opfer für den Goldenen Löwen!

Bisher hatte er nur einheimische Frauen und Mädchen genommen. Meist hatte er sie auf seinen täglichen Spaziergängen durch Zufall entdeckt. Er hatte sich dann sofort hinter die ahnungslosen Opfer geklemmt und auch jedesmal Namen und Anschrift erfahren. Alles weitere hatte er dann seinen Männern überlassen. Touristinnen hatte Mandra noch nicht aufs Korn genommen, obwohl sie ihn stark reizten. Verschwanden zum Beispiel Touristen, wurde die Polizei hellhörig, und es gab einen Riesenwirbel, auch in der Presse. Nicht daß die Polizei jetzt nichts unternahm, aber die Beamten stießen doch auf verschlossene Türen. Niemand wagte etwas zu sagen, und selbst die Presse schwieg sich über gewisse Fälle aus. Das war bei Fremden natürlich anders. Da wurde dann schon schnell das Konsulat eingeschaltet, und es konnte somit großen Ärger geben.

Doch bei dieser Blonden war es etwas anderes!

Die mußte er einfach in seine Gewalt bringen, und Mandra war bereit, dafür etwas zu riskieren.

Wie ein Messer durchschnitt der Bug der Todesgondel die Wellen des Kanals.

Im gleichmäßigen Rhythmus tauchte der Gondoliere den Riemen in die Fluten, summte dabei ein schwermütiges, von Tod und Grauen erzählendes Lied.

Mandras Blick war starr nach vom gerichtet. Er trug wieder seinen dunklen, bis zu den Füßen reichenden Mantel. Nicht ein Muskel bewegte sich in dem weißgeschminkten Gesicht, in dem nur die Augen zu leben schienen.

Hinter Mandra stand der Sarg!

Er war aus Ebenholz und unbezahlbar. Die kunstvollen Silberbeschläge glänzten kalt. Verziert waren auch die vier Tragegriffe, aufgeteilt an den beiden Seiten des Sarges.

Der Sarg war innen mit weißer Seide ausgekleidet, und ein rotes Samtkissen lag in Höhe des Kopfes.

Dieser prunkvolle Sarg diente zum Abstransport der Opfer, und kaum zu erkennende Luftlöcher sorgten für den nötigen Sauerstoff.

Wie ein großer Schatten glitt die Gondel über den Kanal. Zu beiden

Seiten stachen die schmalbrüstigen Häuser in die Höhe. Brücken tauchten auf, wurden unterfahren.

Kein Mensch ließ sich an den Fenstern blicken. Unhörbar schien sich die Nachricht verbreitet zu haben, daß die Todesgondel wieder unterwegs war.

Niemand traute sich, auch nur einen Blick auf das Gefährt zu werfen. Selbst die Mitglieder der goldenen Masken fürchteten die Todesgondel, denn es war schon mehr als einmal vorgekommen, daß eine Angehörige eines Bandenmitgliedes geopfert wurde.

Die Gondel fuhr tiefer in die Seitenkanäle von Venedig hinein. Die Häuser wurden noch verfallener, baufälliger. Ab und zu gab es Lücken. Trümmer bedeckten dann den Boden, ein Feld für die Ratten.

Plötzlich blinkte vom Ufer her eine Taschenlampe.

Lang-lang-kurz. Dreimal wurde der Rhythmus wiederholt.

Der Gondoliere wußte, was er zu tun hatte. Das Boot verlor an Fahrt. Geschickt lenkte der Gondoliere es auf das Ufer zu, hielt kurz vor einer baufälligen Brücke.

Vier Männer tauchten aus dem Schatten einer zerfallenen Mauer auf. In abwartender Haltung blieben sie stehen, aufgereiht wie Zinnsoldaten.

Professor Mandra sprach einige Worte, erklärte seinen Leuten noch einmal den genauen Plan.

Angeregt hörten sie zu und nickten zum Zeichen, daß sie verstanden hatten.

»Geht jetzt«, sagte Mandra. Es klang wie das Zischen einer Schlange.

Die vier Männer verbeugten sich und waren nach Sekunden mit der Dunkelheit eins geworden.

Professor Mandra wartete.

Wartete auf das blonde Opfer…

***

»Nein! Das gibt es nicht.«

Mehr wußte Bill Conolly im Moment nicht zu sagen. Und es kam selten genug vor, daß der Reporter sprachlos war.

»Commissario Tolini schickt mich.« Mario Stefani hatte eine angenehme dunkle Stimme. »Er sagte, daß ich Sie hier finden kann. Er selbst war leider unabkömmlich.«

Bill musterte Stefani genauer. Der junge Mann – Bill schätzte ihn auf Ende Zwanzig – trug einen dunkelblauen Cordanzug und ein beiges tailliertes Hemd, das am Hals offenstand. Sein Haar war pechschwarz, leicht gewellt und fiel bis in den Nacken. Stefani hatte dunkle Augen, eine leicht gebogene Nase und schmale Lippen. Insgesamt machte er einen sympathischen und auch entschlossenen Eindruck.

Bill deutete auf den freien Hocker neben sich. »Aber nehmen Sie

doch Platz, Signor Stefani.«

»Danke.« Der junge Mann nahm Bills Angebot mit einem Kopfnicken an. Dem Reporter entging nicht, daß Stefanis Hände zitterten. Er mußte unter einer ungeheuren seelischen Belastung stehen.

Stefanie bestellte sich ein Mineralwasser, nahm einen großen Schluck und wandte Bill dann sein Gesicht zu.

»Wie ich schon sagte, Signor Conolly. Ich war mit der Toten verlobt. Ich habe ihr Bild auf dem Femsehschirm gesehen. Ich…« Mario schluckte. Er biß sich auf die Lippen. Nachträglich noch traf ihn die Erinnerung wie ein Dolchstoß.

Bill ließ den jungen Mann zur Ruhe kommen. Sie waren die einzigen Gäste, und auch der Mixer stand ein Stück entfernt.

Hastig trank Mario sein Glas leer. »Mr. Conolly, ich habe lange mit Commissario Tolini gesprochen. Ich weiß auch, daß es kein Selbstmord ist und daß die Bande der goldenen Masken hinter Carlas Tod steckt. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich mithelfen will, die Täter zu finden. Ich will Carla rächen. Ohne sie hat das Leben für mich keinen Sinn mehr.«

Bill Conolly nickte nachdenklich. »Ich kann Sie sehr gut verstehen, Signor Stefani, aber haben Sie auch bedacht, was Sie sich da vorgenommen haben?«

Stefani lachte hart. »O ja, das habe ich.«

Bill wiegte den Kopf. »Die Bande ist gefährlich. Sie wissen bestimmt selbst, daß die Einwohner vor dem Terror zittern. Ich selbst habe das Gefühl, daß da nicht viel auszurichten ist.«

»Terror, sagen Sie? Den kenne ich, Signor Conolly. Ich bin selbst im Süden des Landes groß geworden, in Bari. Mein Vater hatte sich mal gegen die Mafia gestellt. Nun, er wurde nicht getötet, nein, diese Schweine hatten andere Mittel. Sie brachen meinem Vater alle zehn Finger, so daß er nicht mehr arbeiten konnte. Ich habe ihn gesehen, als ich abends nach Hause kam. Er lag auf dem Boden und wimmerte. Meine Mutter weinte, die jüngeren Geschwister saßen starr und sprachlos am Tisch. Ich habe meinen Vater gefragt, wer die Männer gewesen waren. Er hat mir die Namen gesagt. Ich bin dann in mein kleines Atelier gegangen und habe einen Meißel geholt. Sie müssen wissen, ich bin von Beruf Bildhauer. Ich will nicht zu lange reden, die beiden Mafioso haben es nicht überlebt.«

»War Ihnen denn danach wohler?« fragte Bill.

»Ja, zum Teufel, es war mir wohler. Ob Sie es glauben oder nicht. Ich habe den Meißel gut verwahrt, und wenn ich dem Mörder meiner Verlobten gegenüberstehe, wird er wieder in Aktion treten, das schwöre ich Ihnen.«

Bill schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Signor Stefani. Aber Selbstjustiz kann ich nicht zulassen.«

»Setzen Sie sich nicht aufs hohe Roß, Signor Conolly. Sie brauchen jemanden. Ich kenne Venedig wie meine Westentasche, weiß über die Verstecke Bescheid und habe Verbindungen. Gemeinsam werden wir Carlas Mörder finden.«

»Nur unter einer Bedingung, daß ich den Ton angebe. Sie tun, was ich Ihnen sage.«

Mario Stefani überlegte. Seine Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft. Dann nickte er. »Bene, schließen wir den Pakt.« Er lächelte. »Nennen Sie mich Mario.«

»Und ich heiße Bill.« Die Männer reichten sich die Hände. »Haben Sie schon einen Plan? Ich sitze nämlich hier und warte auf einen Freund aus England. Er wird wohl in spätestens zwei Stunden hier eintreffen.«

»Das ist verlorene Zeit. Ich habe mir gedacht, wir fahren zu Carlas Wohnung. Unter Umständen finden wir dort einen Hinweis auf den Mörder.«

»Ja, das ist gut. Haben Sie einen Wagen?«

Mario nickte.

Bill rutschte von seinem Hocker. »Dann werde ich nur noch eben meine Frau anrufen und ihr sagen, wo ich zu erreichen bin. Wie lautet denn die Adresse?«

»Via Dormena 48.«

»Danke.«

Bill Conolly rief direkt von der Bar aus an. Sheila meldete sich erst nach dem vierten Läuten.

»Hast du geschlafen, Darling?« fragte Bill.

»Ein wenig.«

»Gut, dann hör zu.« Bill erklärte in wenigen Worten, was er vorhatte. Zum Schluß sagte er: »Ich hinterlege eine Nachricht für John an der Rezeption. Er kann sich ja dann bei dir melden. Alles klar?«

»Verstanden, Bill. Ach so, sag mir doch noch mal die Adresse. Ich will Sie mir aufschreiben.«

Bill buchstabierte die Anschrift. »In spätestens zwei Stunden sehen wir uns wieder«, sagte er zum Schluß und ahnte nicht, wie sehr er sich irren sollte…

***

Nachdenklich legte Sheila Conolly den Hörer auf. Ihre sonst so glatte Stirn hatte sich in Falten gelegt. Sheila spürte ein ungutes Gefühl und kam sich in dieser Luxusherberge auf einmal fremd und verlassen vor.

Sie wünschte sich, wieder in London zu sein.

Sheila trat an das Fenster und schob die Gardine zur Seite. Ihre Zimmer lagen an der Rückseite des Hotels, und Sheila konnte in den gepflegten Hotelpark blicken, über dem jetzt allerdings die Schatten der Dunkelheit lagen.

Sheila preßte ihre Stirn gegen die kühle Scheibe. Ein paar Standlaternen brannten im Park, gaben milchiges Licht, das nicht einmal den Boden erreichte. Nur die Minigolf anläge war erhellt. Sie wirkte wie eine ovale Lichtinsel.

Die Conollys wohnten im zweiten Stock. Die Fassade des Hauses war mit Simsen und Stuck überladen. Überall gab es kleine Ecken und Vorsprünge. Für geübte Kletterer kein Problem, bis zu den Zimmern hochzusteigen.

Sheila wußte selbst nicht, wieso sie plötzlich daran denken mußte. Aber sie gestand sich auch ein, daß sie Angst vor der Bande der goldenen Masken hatte.

Wenn Bill jetzt bei ihr gewesen wäre. Aber der war bestimmt schon weg. Gut, daß er ihr die Adresse gegeben hatte. Sheila hatte den Zettel unter das Telefon geklemmt, allerdings so, daß die Hälfte des Papiers noch hervorsah.

Sheila wandte sich um und schlenderte langsam auf die bequeme Liegecouch zu.

Die Füße der Frau versanken fast bis zu den Knöcheln in den dicken Teppichen. Die Suite umfaßte drei Zimmer. Wohnraum, Schlafraum und Bad, wobei der Wohnraum ziemlich groß und mit erlesenen Möbelstücken eingerichtet war.

Sheila trug einen bis zu den Knöcheln reichenden, lindgrünen, rohseidenen Hausmantel, der bei jedem Schritt auseinanderklaffte und die langen Beine freigab. Sie setzte sich auf den Rand der Couch, hob den Deckel des Zigarettenkastens und zündete sich ein Stäbchen an.

Aus schmalen Augenschlitzen blickte Sheila den Rauchwolken nach. Dann griff sie zum Telefon und bestellte sich eine Flasche Champagner. Sie hatte Durst, wollte aber die Flasche nicht leertrinken, sondern später noch mit John Sinclair anstoßen.

Es klopfte dezent, und dann betrat ein Page mit einem Sektkühler, aus dem der Flaschenhals lugte, das Zimmer.

»Wo darf ich den Champagner servieren, Signora?« fragte er.

»Schenken Sie mir ein Glas ein, und stellen Sie den Kühler dann auf den kleinen Tisch.«

»Sehr wohl, Signora.«

Der Page holte aus einer Anrichte einen Sektkelch, hielt ihn gegen das Licht und schenkte dann ein.

Er servierte das Glas auf einem kleinen Tablett.

»Sehr zum Wohle, Signora«, sagte er, verbeugte sich und verschwand, ehe Sheila ihm ein Trinkgeld geben konnte.

Der Champagner war eisgekühlt, sehr trocken und hatte nicht viel Kohlensäure. Sheila trank das Glas in einem Zug leer. Dann ließ sie sich aufseufzend nach hinten auf die Couch fallen. Das leere Sektglas rollte neben ihr über die Polster. Sheila schloß die Augen. Der Sekt,

die Ruhe, der anstrengende Tag, all das waren Gründe, die Sheilas Augen schwer machten. Schon bald war sie eingeschlafen.

Und dabei ahnte sie nicht, daß die Teufel schon unterwegs zu ihr waren…

***

Die vier Männer hatten die Rückseite des Hotels ATLANTA erreicht.

Der Hotelkasten war kaum zu sehen. Büsche und Bäume verdeckten die Sicht, und nur ab und zu blinkte ein Lichtpunkt durch den Park.

Die Männer brauchten sich nicht groß zu verständigen. Das hatten sie schon vorher getan. Sie wollten durch den Lieferanteneingang ins Hotel eindringen und anschließend mit ihrer Gefangenen durch den Park flüchten. Die Chance, hierbei entdeckt zu werden, war ziemlich gering.

Wie Nachtbummler schlenderten die Männer um den Hotelkomplex herum und erreichten schließlich die kleine Stichgasse, an deren Ende die Tür zum Lieferanteneingang lag.

Keiner der Passanten nahm Notiz von ihnen.

Es war die Stunde, in der in Venedig das Nachtleben begann.

Wie Schemen verschwanden die Männer in der schmalen Stichgasse. Ihre Schritte waren auf dem Kopfsteinpflaster nicht zu hören. Die drei verständigten sich durch geflüsterte Worte.

Dann standen sie vor der Tür.

Ein kurzer Blick auf das Schloß zeigte ihnen, daß es leicht zu knacken war.

Ein zurechtgebogener, stabiler Haken ersetzte den Schlüssel. Bald schon schnappte das Schloß zurück, und die Tür schwang auf, ohne in den Angeln zu quietschen.

Die Männer huschten ins Innere des Hotels.

Ein kahler Gang nahm sie auf. Die Wände waren grau gestrichen. Die Notbeleuchtung gab ein trübes Licht.

Der Gang war nicht sehr lang und bildete an der linken Seite eine sehr breite Nische, die von den Eisentüren eines Transportaufzuges ausgefüllt wurde.

Die Männer jedoch interessierte nur die Treppe. Die Stufen waren aus Stein, ziemlich breit, und der Handlauf des Eisengeländers war grün gestrichen.

Die Männer setzten die Masken auf. Sie hatten sie unter ihren Jacken verborgen gehabt.

Kalt glänzte das Gold im Licht der Notbeleuchtung. Die Masken gaben nur die Augenschlitze und die Mundhöhlung frei. Sie lagen über den Gesichtern wie angegossen.

Gewandt stiegen die Männer die Treppe hoch.

Küchendünste wehten durch das Treppenhaus, einmal war das

schrille Lachen einer Frau zu hören.
Die erste Etage.
Die Männer sahen sich kurz um und nickten befriedigt. Auf jeder Etage gab es schmale Türen, die jeweils zu den Hotelgängen führte. Noch zwei Treppenabsätze, dann hatten sie es geschafft.
Die Männer bewegten sich wie routinierte Einbrecher, verursachten nicht das geringste Geräusch.
Dann standen sie vor der Metalltür zur zweiten Etage.
Die schwarze Klinke wurde nach unten gedrückt. Lautlos schwang die Tür auf.
Der Weg war frei!
Ein kurzer Blick zeigte den Männern, daß der Flur vor ihnen leer war. Sie würden ungesehen in das Zimmer der Conollys gelangen.
Teppiche dämpften ihren Schritt. Die Männer hielten sich dicht an der Wand. Ihre Schultern streiften die Stofftapete. In regelmäßigen Abständen brannten Leuchter an den Wänden. Ihr Licht erhellte den Gang nur schwach.
Irgendwo klappte eine Tür.
Augenblicklich blieben die Männer stehen. Gedämpfte Schritte drangen an ihre Ohren.
Die drei Einbrecher hielten den Atem an.
Und dann kam eine Frau um die Gangecke. Es war das Zimmermädchen. Es hatte einen Stapel frisch gebügelter Wäsche auf seine ausgebreiteten Arme getürmt. Sie konnte kaum darüber hinwegschauen, hatte aus diesem Grunde die Männer auch noch nicht entdeckt.
Die drei nickten sich zu.
Einer von ihnen löste sich von der Wand und ging dem Zimmermädchen entgegen.
Sie bemerkte den Mann erst, als sie gegen ihn stieß.
Eine harte Pranke erstickte ihren überraschten Schrei. Die Wäschestücke fielen von ihren Armen, breiteten sich auf dem Boden aus.
Und dann sah das Mädchen die Masken.
Das nackte Entsetzen flammte in ihren Augen auf, als sie sah, wie der Mann, der sie am Schreien hinderte, plötzlich ein Messer in der Hand hielt.
Die lange Klinge blitzte gefahrlich.
»Keinen Laut!« zischte der Mann.
Das verängstigte Mädchen nickte.
»Du tust jetzt genau, was ich dir sage, verstanden?«
Wieder nickte das Zimmermädchen.
»Was hast du vor, Luigi?« flüsterte einer der anderen.
»Mir ist eingefallen, wie wir ungeschoren das Zimmer betreten

können. Los, kommt mit!«
Luigi schob das schreckensstarre Mädchen vor sich her. Vor Sheilas Zimmertür blieben sie stehen.
»Klopf an! Und wenn sie dich fragt, wer da ist, dann sagst du: das Zimmermädchen, verstanden?«
Der Mann löste die Hand von dem Mund seines Opfers.
»Also los jetzt!« raunte er scharf.
Das Mädchen klopfte.
Drinnen rührte sich nichts.
»Lauter, verdammt!«
Das Mädchen gehorchte.
Wieder rührte sich nichts.
Luigi war es leid. Er drückte die Klinke nach unten und stellte überrascht fest, daß die Tür offen war.
Jetzt gab es kein Halten mehr.
Luigi gab dem Zimmermädchen einen Stoß, daß es in den Raum flog. Er selbst setzte augenblicklich hinterher, genau wie seine beiden Komplizen.
Sheila lag noch immer auf der Couch. Erst als die Männer schon im Raum standen, war sie hochgeschreckt. Es dauerte Sekunden, bis sie begriff – und da war es schon zu spät.
Harte Fäuste rissen sie von der Couch hoch. Messerklingen funkelten bedrohlich, und in den Augen unter den goldenen Masken loderte der Haß.
»Wenn du schreist, ist es mit dir vorbei!« zischte einer der Kerle und riß Sheila brutal herum, daß sie gegen einen Stuhl flog und mit dem Möbelstück zu Boden fiel. Zum Glück dämpfte der Teppich den Fall.
Blitzschnell ging einer der Männer neben Sheila in die Knie und setzte ihr die Spitze seines Messers gegen die Kehle.
Sheila Conolly war vor Schreck starr. Sie fühlte, wie die Klinge gegen das straffe Fleisch ihres Halses drückte, und ein winziger Blutstropfen perlte aus der kleinen Wunde.
Das Zimmermädchen war inzwischen von einem der Männer gepackt worden. Der Kerl holte aus und setzte seine Faust gegen die Schläfe des Mädchens.
Es sackte zusammen, wurde in das geräumige Bad geschleift und in die Wanne gelegt.
Dann lief der Mann nach draußen auf den Gang, sammelte die Wäschestücke ein und warf sie ebenfalls in das Badezimmer. Leise lachend schloß er die Tür von außen ab.
Sheila hatte die Augen verdreht und alles mitbekommen. Jetzt starrte sie wieder auf die höllisch scharfe Messerklinge. Das Herz schlug ihr bis zum Hals hoch, sie roch die Körperausdünstung des Mannes und sah die kalten, grausamen Augen hinter der goldene Maske.

Sheila wußte, daß diese Männer sie gnadenlos töten würden, wenn sie nicht gehorchte.

Und das schlimmste war: Niemand konnte ihr helfen. Bill war weg, und auch John Sinclair war noch nicht eingetroffen. Die Eindringlinge hatte alle Vorteile für sich.

Zwei Männer kippten kurzerhand einen Tisch um und zogen eine lange Teppichbrücke hervor.

Sheila ahnte, was kommen würde.

Die Messerklinge verschwand von ihrem Hals, und eine Faust schoß auf sie zu.

Ein genau dosierter Schlag traf Sheilas Schläfe. Etwas explodierte in ihrem Kopf. Bunte Sterne blitzten auf, und dann umfaßten Sheila Conolly die Wogen der Bewußtlosigkeit.

Die drei Männer verständigten sich durch Kopfnicken. Sheila wurde angehoben und auf den Teppich gelegt. Geschickt rollte man sie darin ein. Es war der alte Trick, aber immer noch wirksam und sicher.

Zwei Männer luden sich den Teppich mit der eingerollten menschlichen Last auf die Schulter.

Luigi ging zur Tür und spähte nach draußen auf den Gang.

Er zuckte zurück, als nebenan im Zimmer die Tür aufgestoßen wurde und ein Ehepaar die Räume verließ. Die beiden lachten, waren guter Dinge. Bestimmt lag ein ausgedehnter Nachtbummel vor ihnen.

Luigi wartete, bis das Ehepaar verschwunden war. Er winkte den beiden Komplizen zu, und wenige Sekunden später standen sie wieder auf dem Gang.

Der ganze Überfall hatte nicht einmal fünf Minuten gedauert. Und er war so gut wie lautlos über die Bühne gelaufen.

Die Schwierigkeit war jetzt noch der Rückweg. In den Park kam man schnell, denn die Tür eines Notausgangs führte hinein.

Ungesehen verschwanden die Männer mit ihrer menschlichen Last zwischen den Büschen. Sie störten nicht einmal ein Liebespaar, das eng angeschmiegt und weltvergessen auf einer Bank saß.

Gras und weiche Erde dämpften die Schritte der Männer bis zur Geräuschlosigkeit.

Ohne entdeckt zu werden, erreichten sie schließlich die hüfthohe Mauer mit dem schmiedeeisernen Gitter, die das Hotel einfriedete.

Der Mann, der zurückgeblieben war, erwartete sie bereits. Die Masken der Männer verschwanden wieder, und in einer günstigen Minute wurde der Teppich über das Gitter gehoben.

Dann kletterten die Männer hinterher.

Ihr Auftrag war gelungen, und der Goldene Löwe würde wieder zufrieden sein.

***

John Sinclair hatte den Flug verschlafen. Er tat dies in weiser Voraussicht, denn er ahnte, daß ihn in Venedig einiges erwarten würde.

Als die Maschine auf dem Flughafen Trevisio landete, war es neunzehn Uhr. Im Westen war der Himmel schon grau. Die Farbe wurde von Minute zu Minute dunkler, und bald würde die Dunkelheit einbrechen.

John lächelte der Stewardeß noch einmal zu und ließ sich dann wie die anderen Passagiere zur Abfertigungshalle fahren.

Hier in Italien war bereits der Frühling angebrochen. Ein lauer Wind strich von der Adria her über das Land.

Die Kontrolle verlief ohne Schwierigkeiten. John legte sich seinen Staubmantel über den Arm, nahm den kleinen Koffer in die andere Hand und schlenderte zu der Filiale von Hertz-Rent-a-Car. Reklameschilder wiesen ihm den Weg.

Bei einer Schönheit mit rot gefärbten Haaren mietete sich John einen grünen Lancia. Die Kleine lächelte den blondhaarigen, gut aussehenden Engländer an. Wahrscheinlich suchte sie noch einen Begleiter für den heutigen Abend. Doch da mußte John passen. Er hatte etwas Wichtigeres vor.

Der Wagen war völlig in Ordnung. John schnallte sich an und fuhr los.

Es gab genügend Hinweisschilder, die den Weg nach Venedig kennzeichneten.

Die Straße war phantastisch und schnurgerade. Wie ein Strich führte sie durch das ebene Land. Schon bald tauchten die Lichter von Mestre auf. Der Verkehr nahm etwas ab, und John konnte Gas geben. Er hatte das Seitenfenster ein Stück heruntergekurbelt, und die salzig schmeckende Luft erinnerte ihn an die Nähe des Meeres.

Der Geisterjäger erreichte die Küste. Über einen Damm ging es weiter bis Venedig. Peitschenlampen säumten den Weg, dazwischen riesige Reklameschilder.

Nach etwas mehr als einer Stunde Fahrt hatte John Sinclair Venedig erreicht.

Er parkte seinen Wagen in der Großgarage gegenüber dem Bahnhof und ließ sich dann von einem Motorboot-Taxi zum ATLANTA bringen.

Das Hotel war ein Prachtbau. Schon allein die Größe der Empfangshalle hätte einem mittleren Flughafen zur Ehre gereicht.

John ging zur Rezeption.

Ein älterer Mann mit dem berufsmäßigen Lächeln eines Hotelangestellten fragte ihn nach seinen Wünschen.

»Ich bin mit Signor Conolly verabredet«, sagte John.

»Augenblick, Signor.«

Der Hotelmensch wandte sich ab, suchte in dem Schlüsselkasten

herum, nahm einen Zettel heraus und legte ihn vor John auf das Palisanderholz der Rezeption.

»Für Sie ist eine Nachricht hinterlassen worden, Signor«, sagte er überflüssigerweise.

John nahm den Zettel und las.

»Ruf bitte Sheila an. Zimmernummer 23. Ich bin bald wieder zurück.«

John nickte. Das war Bills Handschrift. Dann wandte er sich an den Hotelangestellten. »Geben Sie mir bitte eine Verbindung mit Zimmer dreiundzwanzig.«

»Wie Sie wünschen, Signor. Dort steht der Apparat.« Der Mann deutete auf einen türkisfarbenen Telefonapparat, der in den Rezeptionstresen eingebaut war.

John ging ein paar Schritte weiter. Der Rezeptionsangestellte drückte auf einigen Tasten herum, und John wartete auf das Summen.

Erwartete vergebens.

Der Mann hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber im Zimmer meldet sich niemand.«

John biß sich auf die Lippen.

Der Hotelangestellte faltete die Hände wie ein Mönch. »Vielleicht ist die Dame in die Bar gegangen oder eingeschlafen.«

John nickte. »Ja, das wären zwei Möglichkeiten. Aber ich werde doch selbst nachsehen.«

»Wie Sie wünschen, Signor. Zweite Etage bitte.«

John nahm den Lift und drückte dem Boy ein paar Lira in die Hand. Er hatte am Londoner Flughafen noch etwas Geld gewechselt.

Lautlos schoben sich die Türen des Lifts auseinander. John betrat den Gang, orientierte sich kurz und hatte die Zimmertür schnell gefunden.

Er klopfte.

Keine Reaktion.

John runzelte die Stirn, versuchte es noch einmal.

Wieder meldete sich Sheila nicht.

Ein Hotelgast kam den Gang entlanggeschlendert. Er bedachte John mit einem mißtrauischen Blick, verschwand aber dann in seinem Zimmer.

John Sinclair spürte plötzlich, daß etwas nicht stimmte. Dieser sechste Sinn hatte sich in den Jahren entwickelt.

Kurzentschlossen legte John seine Hand auf die Klinke. Er wunderte sich, daß die Tür nicht abgeschlossen war.

Dann stand John im Raum.

Scharf zog er die Luft ein. Mit einem Blick sah er, was geschehen war.

Sheila Conolly mußte entführt worden sein. Alle Anzeichen deuteten daraufhin.

Ein Tisch und ein Stuhl lagen am Boden. Aus einem Sektkübel lugte noch der Hals eine Flasche. Das dazugehörige Glas lag auf der Couch. Mit zwei Schritten war John beim Telefon. Und sofort fiel ihm der Zettel auf, der zur Hälfte unter den Apparat geklemmt war. John zog ihn hervor und las die Adresse. Via Dormena 48. Sheila hatte die Zeilen geschrieben. Aber weshalb?

John, der erst vor gut einer Stunde in Venedig eingetroffen war, wußte, daß er allein nichts unternehmen konnte. Er stellte eine Verbindung mit der Rezeption her.

»Hier Sinclair«, sagte John. »Bitte, verbinden Sie mich mit Commissario Tolini.«

Der Knabe an der Rezeption war erst sprachlos, tat aber dann seine Pflicht.

John zog sich einen Stuhl heran und ließ sich neben dem Telefon darauf nieder. Bill hatte wahrlich nicht übertrieben. Diese goldenen Masken arbeiteten schnell und glatt. Und jetzt hatten sie noch Sheila Conolly in ihren Klauen.

Gab es überhaupt für sie noch eine Chance?

***

Mario Stefani blieb plötzlich stehen und ergriff Bills Arm. Verwundert drehte der Reporter den Kopf.

»Was ist?« fragte Bill.

»Haben Sie eigentlich eine Waffe?«

Bills Augen verengten sich. »Sie meinen eine Pistole oder einen Revolver.«

»Ja.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber ich bin mit meiner Frau in Venedig, um Urlaub zu machen.« Bill hob die Schultern. »Lieber Himmel, ich hab’ ja nicht geahnt, daß wir wieder in einen Kriminalfall rutschen.«

»Schade«, sagte Mario. »Dann sind die anderen wohl im Vorteil. Denn ich habe nur meinen Meißel.«

»Den Sie auf keinen Fall einsetzen sollten, Mario. Vergessen Sie das nicht.«

Stefani gab keine Antwort. »Kommen Sie«, sagte er nur.

Die Männer näherten sich einem Teil von Venedig, der kaum oder überhaupt nicht von Touristen frequentiert wurde. Nachdem sie eine breite Straße überquert hatten, tauchten sie in ein Gewirr von Gassen unter.

Bill fühlte sich unwohl. Lichter brannten kaum. Die Hauseingänge und Fenster gähnten ihm dunkel entgegen.

Stimmen sprachen miteinander. Oft nur wispernd, flüsternd. Ein kleiner Kanal tauchte auf, und die Männer mußten eine Bogenbrücke

überqueren.

An dem brüchigen Geländer lehnten drei Jugendliche. Zigarettenstummel glühten zwischen ihren Lippen und beleuchteten bei jedem Zug die angespannten Gesichter mit einem roten Schein.

Wie auf Kommando lösten sich die Kerle vom Geländer.

»Das gibt Ärger«, raunte Mario Stefani. Seine Hand tastete nach dem Meißel.

»Lassen Sie die Finger weg«, zischte Bill, »die schaffen wir so.«

Der Reporter blieb stehen, weil er sonst einen der Burschen umgerannt hätte.

Mario hielt sich einen Schritt hinter Bill.

Der Kerl grinste. Herausfordernd hatte er seine Hände in die Hüften gestützt und wippte breitbeinig in den Knien. Hinter ihm hatten sich die anderen beiden aufgebaut. Sie hielten Totschläger in ihren Fäusten.

Bill lächelte. Dann fragte er höflich: »Dürfen wir weitergehen?«

Der Bursche grinste zurück. »Sicher«, erwiderte er, »aber erst, nachdem ihr eure Brieftaschen ausgeräumt habt.«

Bill gab sich scheinbar geschlagen. »Da wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben«, meinte er und ließ seine Rechte unter dem Jackett verschwinden. Er hätte jetzt ohne weiteres eine Waffe ziehen können. Ein amerikanischer Straßengangster hätte Bill nie so weit kommen lassen. Nun ja, die Burschen hier waren noch Laien.

»Ein bißchen schneller, wenn ich bitten darf!« zischte der Knabe.

»Sofort«, gab Bill zurück, und aus der Bewegung handelte er.

Seine Arme schossen plötzlich vor, die Hände legten sich wie Stahlklammern um die schmalen Hüften des Minigangsters, und ehe sich dieser von seiner Überraschung erholt hatte, riß Bill ihn hoch und schleuderte ihn über das Geländer in den Kanal hinein.

Dann war er bei den anderen beiden, die auf dem Fleck standen wie Ölgötzen.

Bill rammte ihre Köpfe zusammen. Die Knaben sackten zusammen, und bevor sie sich versahen, versanken sie ebenfalls in der Brühe.

»Hoffentlich könnt ihr schwimmen«, rief Bill Conolly ihnen noch nach.

Mario Stefani war an das Brückengeländer getreten und blickte auf die schimpfenden Straßengangster. »Versucht es nicht noch einmal«, rief er und sagte zu Bill gewandt: »Sie steigen in meiner Achtung.«

Der Reporter zuckte die Achseln. »Das war eine meiner leichtesten Übungen. Man muß den Burschen sofort den Schneid abkaufen.«

»Mit den goldenen Masken werden wir es nicht so einfach haben«, meinte Mario.

»Das kann schon sein.«

Die Männer gingen weiter.

Nach ungefähr fünf Minuten bogen sie in eine noch schmalere Gasse ab. Sie war so eng, daß kaum ein Wagen hindurchfahren konnte, und außerdem etwas abschüssig.

»Das vorletzte Haus auf der linken Seite ist es«, erklärte Mario.

Häuser war eigentlich übertrieben für diese Bruchbuden. Überall sah man den Verfall. Außerdem stank es erbärmlich. Der Kanal, der hinter der Straße vorbeifloß, strömte den Geruch aus.

Bill rümpfte die Nase. »Wie kann man nur mit diesem Gestank leben«, sagte er.

Mario hob die Schultern. »Man gewöhnt sich eben daran.«

Zahlreiche Augenpaare beobachteten die beiden Männer. Die Gestalten lehnten an den Häuserwänden. Zigaretten glühten. Ab und zu ertönte ein rauhes Lachen.

»Wenn ich ehrlich sein soll, ich habe mich schon wohler gefühlt«, sagte Bill.

Mario zog die Lippen zurück und zeigte strahlend weiße Zähne. »Kann ich mir vorstellen. Unsere Ankunft wird sich bestimmt schon im gesamten Viertel herumgesprochen haben. Es kann unter Umständen Ärger geben. Man ist hier nicht gerade scharf auf Fremde.«

»Aber Sie muß man doch kennen.«

»Sicher. Aber ich bin auch ein Fremder. Für diese Leute zählt nur, wer hier aufgewachsen ist.«

Sie hatten das Haus erreicht. Über der Eingangstür hing eine gebogene Gaslaterne, die aber nicht brannte.

»Ich gehe vor«, sagte Mario und machte den ersten Schritt in den stockdunklen Flur.

Bill ging hinterher. Seine Rückenhaut spannte sich. Er sah im ersten Augenblick so gut wie nichts, nahm nur den feuchten Schimmelgeruch wahr, den die Hauswände ausströmten.

Etwas strich an seinen Beinen vorbei. Bill zuckte zusammen, lächelte dann aber, als er die glühenden Augen einer Katze sah.

Langsam hatte auch er sich an die herrschenden Lichtverhältnisse gewöhnt.

Er erkannte die Umrisse einer Treppe, die nach oben führte. Sogar ein Geländer war noch vorhanden.

Mario blieb stehen. »Soll ich ein Streichholz anzünden?«

»Nein, ich finde mich schon so zurecht.«

Irgendwo wurde eine Tür geöffnet, und das Plärren eines Kindes schallte durch das Treppenhaus. Mario Stefani stieg langsam die Treppe hoch. Er nahm Rücksicht auf Bill Conolly, für den das Haus ja fremd war. Bill wagte nicht, das Geländer anzufassen. Er hatte Angst, es könnte zerbrechen.

Drei Treppen ging es hoch, fast bis unter das Dach, zu dem vom Flur her eine schmale, hölzerne Stiege hochführte.

Spinnweben streiften die Gesichter der beiden Männer, als sie in die wattige Schwärze des Flurs eintauchten. Hier oben gab es nicht mal ein Fenster.

Mario riß ein Streichholz an. Die Flamme flackerte nervös, beruhigte sich dann und riß konturenhaft die Ausschnitte mehrerer Wohnungstüren aus der Dunkelheit.

Vier zählte Bill insgesamt.

Mario ging auf die hinterste Tür zu.

Dann verlosch das Streichholz.

Bill hielt sich dicht neben dem Italiener. »Carla war wirklich eine Perle in diesem miesen Stall«, flüsterte Mario, der vor der Tür stehengeblieben war und gegen das Holz klopfte.

»Bin mal gespannt, ob überhaupt jemand öffnet«, raunte er Bill zu. »Normalerweise war Carlas Mutter immer zu Hause.« Mario klopfte noch einmal und sagte dann: »Aha, sie kommt.«

Bill hatte es auch gehört. Schlurfende Schritte näherten sich der Tür, und eine brüchige, kaum verständliche Stimme fragte: »Wer ist da?«

»Ich bin's, Mario. Machen Sie auf, Signora Bonetti.«

Nach einer kurzen Pause fragte die Frau: »Was willst du?«

»Mit Ihnen reden, Signora.«

»Ich habe dir nichts zu sagen.«

Mario warf Bill einen verzweifelten Blick zu. Da hatte Bill eine Idee. Er flüsterte Mario einige Worte ins Ohr. Der Italiener lachte leise.

Dann rief er: »Signora, Carla bekommt noch Geld von mir.«

»Carla ist tot.«

»Das weiß ich«, rief Mario. »Aber ich will Ihnen das Geld geben.«

»Gut, ich mache auf.«

Mario und Bill warfen sich zufriedene Blicke zu.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben. Dann ging die Tür einen Spalt breit auf, und das mißtrauische Gesicht einer älteren Frau lugte hervor.

Mario lehnte sich mit sanftem Druck gegen die Tür, lächelte aber gleichzeitig gewinnend.

»Wer ist dieser Mann?« fragte die Frau. Sie meinte damit Bill Conolly.

»Ein guter Freund von mir.«

»Gut, dann kommt schnell rein.«

Die Frau führte die beiden Männer in einen Raum, der durch Kerzen erhellt wurde. Zwei besonders prächtige Kerzen brannten vor dem Bild eines bezaubernden Mädchens.

Carla Bonetti!

Zwei dunkle, verträumte Augen blickten den Betrachter an, und die schwarze Haarfülle hing zu beiden Seiten des Gesichtes herab.

Mario Stefani blieb vor dem Bild stehen. Seine Hände hatten sich zu Fäusten geballt. Bill sah Tränen in den Augen des Mannes schimmern.

Die Lippen bewegten sich, formten unhörbare Worte.

Niemand sprach ein Wort. Bill konnte sich vorstellen, welcher Sturm von Gefühlen in dem jungen Italiener tobte.

Minuten vergingen. Signora Bonetti hatte die Hände gefaltet und murmelte Gebete.

Plötzlich drehte sich Mario abrupt um. Haß glitzerte in seinen Augen, als er sagte: »Carla ist tot. Und ich bin gekommen, um ihre Mörder zu finden.«

Signora Bonetti rang verzweifelt die Hände. Sie war eine verhärmte Frau mit grauem Haar, das im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden war. Ihre Augen blickten müde und waren vom langen Weinen gerötet.

»Mach dich nicht unglücklich, Mario«, sagte sie. »Laß es, wie es ist. Die Mörder sind stärker als du. Carla mußte sterben, es war so bestimmt.«

Stefani fuhr herum. »Was sagst du da?« schrie er. »Carla mußte sterben? Nein, zum Teufel, sie war jung, sie hatte ein Recht auf Leben. Diese Schweine haben sie eiskalt ermordet. Und das sollen sie mir büßen. Ich werde sie mir einzeln holen und…«

»Mario, hören Sie auf«, sagte Bill scharf.

Stefani sah den Reporter wutentbrannt an. Bill hielt dem Blick stand.

Dann senkte Mario die Augenlider. »Schon gut«, sagte er leise. »Aber die Erinnerung, sie ist eben noch da.«

»Ich verstehe Sie«, erwiderte Bill. Er trat an das winzige, viereckige Fenster. Es paßte zu dem Raum, in dem alles klein und ärmlich war. Das alte Sofa, der Tisch, die wackligen Stühle und die Kommode, auf der das Bild des Mädchens stand. Eine weitere Tür führte in einen anderen Raum, der sicherlich als Schlafkammer diente.

Bill sah nach draußen auf die Gasse.

Er hörte Fetzen einer erregten Unterhaltung zwischen zwei Mannern. Sie sprachen jedoch zu schnell, als daß Bill etwas hätte verstehen können. Der Reporter hatte das Gefühl, von tausend Augenpaaren beobachtet zu werden, und ihm wurde bewußt, daß sie in einer Rattenfalle saßen. Wußten die goldenen Masken schon Bescheid, daß sie hier waren? Bestimmt, und sicherlich würden sie auch etwas unternehmen. Jetzt bedauerte Bill es, daß er keine Waffe bei sich trug.

Er wandte sich wieder um. Signora Bonetti und Mario saßen sich am Tisch gegenüber. Mario sprach leise auf die Frau ein.

»Aber Sie müssen mir doch etwas sagen können, Signora Bonetti«, sagte er mit eindringlicher Stimme. »Sie brauchen es auch nicht umsonst zu tun. Ich habe Geld. Ich gebe Ihnen, was Sie haben wollen.«

»Behalten Sie es, Mario. Davon wird Carla auch nicht mehr lebendig.«

»Aber man kann ihren Tod rächen. Denken Sie doch nach. Wie viele

Opfer sollen diese Bestien denn noch bekommen? Wir müssen doch einmal den Anfang machen, und deshalb arbeiten Sie mit uns zusammen. Es kann durchaus sein, daß Sie Carlas Mörder kennen, ohne es selbst zu wissen. Mit wem, zum Beispiel, hat Carla in der letzten Zeit gesprochen? Hat sie Ihnen etwas gesagt?«

Signora Bonetti hatte die Hände ineinander verkrampft. Ihr Blick ruhte auf der Tischplatte. »Ich weiß nichts, Mario, wirklich nicht. Carla ist immer ihren eigenen Weg gegangen.«

»Aber sie muß doch irgendeinen Kontakt zu den goldenen Masken gehabt haben. Sie wird doch nicht einfach so mir nichts dir nichts umgebracht. Bestimmt hat sie mit Ihnen darüber geredet. Sagen Sie mir die Wahrheit, bitte.«

»Ich habe doch keine Ahnung, Mario.«

Die Stimme der Frau klang resignierend. »Sie hat mir nur immer gesagt, sie wolle aus diesem Dreck hier raus. Ich konnte sie sehr gut verstehen.«

»Und wo wollte sie in der vergangenen Nacht hin? Hat sie darüber mit Ihnen gesprochen?«

»Natürlich. Sie wollte doch zu Ihnen, Mario.«

Stefani lehnte sich auf dem Stuhl zurück und wischte sich über das Gesicht. »Es ist zwecklos, Bill. Entweder weiß sie wirklich nichts, oder sie hat Angst. Wobei ich persönlich das letztere annehme. Wir können sie ja nicht zwingen.«

Mario Stefani stand auf. »Entschuldigen Sie bitte, Signora, aber ich wollte nichts unversucht lassen, Sie verstehen.«

»Sicher. Sie sind ein guter Junge, Mario. Carla hatte sich immer so gefreut. Sie… Sie…« Die Stimme der Frau brach ab. Signora Bonetti konnte nicht mehr weitersprechen. Tränen traten in ihre Augen. Sie legte das Gesicht in beide Hände und weinte lautlos.

Mario Stefani strich der Frau über das graue Haar. »Wenn Sie irgend etwas brauchen, Signora Bonetti, ich bin immer für Sie da.«

Die Frau nickte.

»Gehen wir«, sagte Mario und setzte sich in Richtung Tür in Bewegung.

Im selben Augenblick wurde sie aufgestoßen. Drei Männer stürmten in die Wohnung und verteilten sich blitzschnell im Raum.

Lange, zweischneidige Messer funkelten in den Fäusten der Eindringlinge, aber das war es nicht, was Bill und Mario die Haare zu Berge stehen ließ.

Es waren die goldenen Masken, mit denen die Männer ihre Gesichter getarnt hatten…

***

Commissario Tolini erschien mit seinem Assistenten.

John Sinclair stand auf und stellte sich vor. Ihm war Tolini sofort sympathisch. Der Assistent – er hieß Domingo – war noch blutjung und ziemlich schweigsam.

Die Männer setzten sich, und John begann zu erzählen. In seiner Muttersprache, denn Tolini sprach fließend Englisch.

Als John geendet hatte, begann Tolini langsam im Zimmer auf und ab zu wandern. Dann sagte er: »Wir dürfen uns nichts vormachen. Die Chancen stehen sehr schlecht, daß wir Mrs. Conolly noch lebend wiedersehen. Bisher hat der Goldene Löwe noch jedes Opfer bekommen.«

»Sie haben also keinen Anhaltspunkt, wo das Versteck der Bande ist?« fragte John, doch diese Frage glich mehr einer Feststellung.

»Nein.«

John Sinclair atmete tief aus. Man sah ihm nicht an, wie erregt er war. »Bill weiß noch nichts davon, daß seine Frau entführt worden ist«, sagte er leise.

Der Commissario ruckte herum. Seine dunklen Augen weiteten sich. »Und wo ist Signor Conolly? Ich hatte den Verlobten der ermordeten Carla Bonetti zu ihm geschickt.«

Anstelle einer Antwort reichte John dem Commissario den von Sheila geschriebenen Zettel.

»Via Dormena«, murmelte Tolini. »Dort hat Carla Bonetti gewohnt, wie ich von ihrem Verlobten gehört habe. Aber was suchen die beiden da?«

John hob die Schultern. »Ich kenne mich leider hier nicht aus.«

Tolini hatte sein Gesicht in nachdenkliche Falten gelegt. »Die Via Dormena liegt in einer ziemlich verrufenen Gegend«, sagte er leise.

»Die von den goldenen Masken kontrolliert wird«, fügte John Sinclair hinzu.

Der Commissario blickte seinen Kollegen aus London an. »Ja, das stimmt.«

»Dann wird Bill vielleicht eine Spur gefunden haben«, vermutete John.

»Aber wie? Wir sind seit Jahren hinter der Bande her. Und er ist erst ein paar Tage in Venedig.«

»Oft haben diese Leute mehr Glück«, meinte John. »Ich spreche aus Erfahrung. Und noch eins kommt hinzu, Commissario. Bill Conolly ist nicht allein. Und Carla Bonettis Verlobter wird die Stadt kennen.«

Der Commissario knetete seine Nase. »Das kann stimmen. Mario Stefani machte mir den Eindruck, als würde er den Tod seiner Verlobten nicht so ohne weiteres hinnehmen. Er wird sich rächen wollen.« Der Commissario ballte die Fäuste. »Oh, verdammt, das kann ins Auge gehen.«

John Sinclair stand schon auf dem Sprung. »Dann nichts wie in die

Via Dormena.«

»Moment!« Domingo, Tolinis Assistent, hatte sich eingemischt. Er stand nahe der Badezimmertür, drückte jetzt die Klinke, merkte, daß abgeschlossen war, und sagte, während er den Schlüssel herumdrehte. »Ich habe aus dem Badezimmer Geräusche gehört.«

Als er die Tür aufstieß, waren John und Tolini schon neben ihm.

Die Frau lag auf dem Boden, inmitten einiger Wäschestücke. Sie war gekleidet wie ein Zimmermädchen. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt, und aus ihrem Mund drang ein jämmerliches Stöhnen. Ihre rechte Stirnseite war geschwollen und blau angelaufen. Dort mußte sie ein Schlag getroffen haben.

Domingo half dem Zimmermädchen auf die Beine. Er führte es vorsichtig zu der Couch und legte es dort nieder.

Commissario Tolini rief inzwischen den Hotelarzt an.

Das Mädchen blickte die Männer verständnislos an und begann plötzlich zu schreien.

»Die Masken!« brüllte sie. »Die goldenen Masken – sie kommen! Nein, ich will nicht.«

Tolini schlug dem Mädchen gegen die Wange. Das Schreien stoppte wie abgeschnitten.

»Jetzt beruhigen Sie sich mal«, sagte der Commissario. »Wir gehören nicht zu den goldenen Masken. Wir sind von der Polizei, und bitte erzählen Sie, was geschehen ist.«

Das Mädchen berichtete. Mit stockender Stimme erzählte es von dem brutalen Überfall. Noch im nachhinein wurde es von der nackten Angst geschüttelt.

Tolini blickte John Sinclair an. »Ich glaube, die Aussage des Zimmermädchens ist Beweis genug. Sheila Conolly befindet sich tatsächlich in den Klauen der goldenen Masken.«

John gab keine Antwort. Seine Finger zitterten, als er sich eine Zigarette anzündete. Wäre er vielleicht nur eine Stunde früher gekommen, dann…

Es nutzte nichts, sich Vorwürfe zu machen. Wenn sie Sheila noch retten wollten, dann mußten sie handeln. Und zwar auf der Stelle.

Der Hotelarzt kam.

Tolini wies sich aus und weihte den Mann in den Fall ein, soweit es nötig war. Der Arzt begleitete das Zimmermädchen nach draußen. Die Kleine mußte sich hinlegen. Höchstwahrscheinlich hatte sie eine Gehirnerschütterung davongetragen. Das Protokoll konnte sie dann später unterschreiben.

John Sinclair drückte seine Zigarette aus. »Ich schlage vor, wir gehen nicht mit großer Besetzung vor. Drei Leute fallen nicht so sehr auf.«

Tolini nickte. »Einverstanden. Haben Sie eine Waffe, Mr. Sinclair?«

John lächelte. »Ja. Durch die Zollkontrolle geschmuggelt.« Der

Geisterjäger hatte sich das Holster schon umgebunden, bevor Commissario Tolini eingetroffen war.

Der Commissario war schon an der Tür. »Kommen Sie, Signor Sinclair, jetzt ist jede Sekunde wichtig. Ich werde das Gefühl nicht los, daß sich Mr. Conolly und Mario Stefani in verdammten Schwierigkeiten befinden.«

Tolini ahnte nicht, wie recht er mit dieser Prognose hatte…

***

Der Anblick der drei Männer hatte auch den abgebrühten Bill Conolly wie ein Schock getroffen.

Kalt glänzten die goldenen Masken im Schein der Kerzen. Das zuckende Licht der Flammen übergoß sie mit einem dämonischen Schattenspiel und hauchte ihnen ein unwirkliches Leben ein. Tückisch funkelten die Augen hinter den leicht gebogenen Schlitzen.

Bill Conolly sah die Masken zum ersten Mal, mußte sich jedoch eingestehen, daß auch er auf eine geheimnisvolle Weise fasziniert war. Die Masken strahlten etwas unvorstellbar Böses aus, das sich wie unsichtbare Finger in die Gehirne der Menschen tastete.

Die Luft in dem kleinen Raum war stickig, erschwerte das Atmen und war wie mit Elektrizität geladen.

Die Männer waren ganz in Schwarz gekleidet. Enge Trikots spannten sich über die Brustkörbe, und die Hosen wie eine zweite Haut umgaben die Beine.

Zwei Eindringlinge hatten sich zu beiden Seiten der Tür aufgebaut. Der dritte stand etwa einen halben Meter von Signora. Bonetti entfernt. Die Klinge des Messers lag auf einer Linie mit dem Hals der Frau.

Bill Conolly war bis an die Wand zurückgewichen. Er spürte die feuchte Mauer in seinem Rücken.

Mario Stefani stand der Tür am nächsten. Er atmete schwer und hatte den Mund leicht geöffnet. Blanker Haß tobte in seinen Augen.

Vielleicht vier, fünf Sekunden lang starrten sich die gegnerischen Parteien an, schätzten ihre Chancen ab.

Es war wie die Ruhe vor dem Sturm. Auch draußen war es still. Die Bewohner hatten sich verkrochen, sie wußten, daß die goldenen Masken jetzt zuschlugen.

Signora Bonettis Schluchzen unterbrach die lastende Stille. Die Frau konnte sich nicht mehr beherrschen. Sie rutschte plötzlich auf ihrem Stuhl zusammen und kippte langsam zu Boden.

Bill wollte ihr zu Hilfe eilen, doch Signora Bonetti stützte sich mit der linken Hand ab, kam auf die Knie und sah den Killer, der neben ihr stand, flehend an.

»Bitte, töten Sie uns nicht«, bettelte sie, »wir haben Ihnen doch nichts

getan. Ist nicht schon genug Blut geflossen?«

Der Killer lachte. Es hörte sich seltsam dumpf unter der Maske an. »Aus dem Weg!« zischte er, hob den rechten Fuß und wollte die Frau vor die Brust treten.

Diese Bewegung wirkte wie ein Startsignal.

Gleichzeitig hechteten Bill Conolly und Mario Stefani los.

Stefani flog gegen den Mann, der links von der Tür stand. Mario unterlief den blitzschnell geführten Messerstoß und rammte dem Kerl den Schädel vor die Brust.

Das alles sah Bill aus den Augenwinkeln, denn noch im Sprung gelang es ihm, den Fußknöchel des zutretenden Killers zu packen.

Ruckartig drehte er ihn herum.

Der Verbrecher brüllte hinter seiner Maske auf, vollführte einen grotesken Sprung, knallte wuchtig zu Boden und bäumte sich plötzlich wie unter einem Stromstoß stehend hoch.

Bill – die Rechte schon zum Schlag erhoben – stoppte.

Der Mann war tot.

Er war in sein eigenes Messer gefallen!

Ein wütender Aufschrei riß Bill herum. Er sah den Komplizen des Toten mit einem Panthersatz auf sich zufliegen. Der Mann hatte den Arm ausgestreckt, um Bill die Klinge in die Brust zu stoßen.

Dem Reporter blieb nur eine Möglichkeit.

Gedankenschnell riß er die Beine hoch.

Mit voller Wucht knallte der Killer auf seine Knie. Der Messerarm geriet aus der Richtung, fegte an Bills Brust vorbei. Die Klinge ratschte durch das Jackett, schlitzte das Hemd auf und nahm ein Stück von Bills Haut mit.

Dann fuhr der Stahl in den Boden.

Aber der Kerl war zäh. Er ließ den Messergriff los, sprang wie eine Katze auf und wollte Bill Conolly an die Kehle.

Bill schleuderte seinen Körper ebenfalls vor.

Die Gegner prallten zusammen. Bill war wesentlich schwerer, und der Messermörder wurde zurückgestoßen, rollte gegen den Tisch, warf das Möbelstück um und sprang wieder auf die Füße.

Bill ließ ihm keine Sekunde zur Erholung. Ein knallharter Schlag trieb den Burschen quer durch den Raum. Mit glasigem Blick prallte er gegen den Türpfosten.

Bill wollte nachsetzen, doch Mario Stefanis Hilferuf riß ihn herum.

Der junge Italiener kämpfte um sein Leben. Er lag auf dem Rücken. Über ihm kniete der dritte Messerkiller. Mit der linken Hand versuchte Mario, den Messerarm des Töters zu stoppen, der sich langsam, aber unaufhaltsam seiner Kehle näherte.

Marios Gesicht war schweißbedeckt. Er blutete aus einer Wunde am Oberarm. Er konnte der Kraft des Mörders höchstens noch Sekunden

standhalten.

Schon war Bill heran.

An den Haaren riß er den Messerkiller hoch und schleuderte ihn weg. Der Killer flog brüllend durch den Raum und knallte gegen die Wand.

Da begann Signora Bonetti zu schreien. »Feuer!« gellte ihre schrille Stimme. »Feuer!«

Bill zuckte herum.

Durch das wilde Kampf getümmel war nichts mehr heil geblieben. Auch die Kerzen waren umgekippt, und die Tischdecke hatte Feuer gefangen.

»Verdammt!« Bill riß die Decke unter dem liegenden Holztisch hervor, warf sie auf die Erde und trampelte darauf herum.

Und plötzlich schleuderte einer der Killer sein Messer. Es war der Mann, den Bill gegen die Wand geworfen hatte. Die Klinge zischte durch die Luft, ihr Ziel war Bill Conollys Kehle.

Den Reporter warnte das Blitzen.

Instinktiv nahm er den Kopf zur Seite.

Haarscharf rasierte das Messer an seiner Kehle vorbei und blieb zitternd im Schrank stecken.

Der Messerwerfer heulte vor Wut auf, und ehe Bill Conolly sich versah, war der Kerl an ihm vorbei und zur Tür gerannt.

Mario Stefani versuchte ihn aufzuhalten, kassierte aber einen Tritt, der ihn zurückschleuderte.

Der Messerstecher riß seinen Komplizen mit, der sich noch nicht von Bills Schlag erholt hatte und nach Luft japsend am Türrahmen lehnte.

Die beiden Mörder tauchten in das dunkle Treppenhaus.

Bill hetzte hinterher.

»Bleiben Sie ja liegen!« zischte er Mario Stefani zu und stand im nächsten Atemzug ebenfalls im Treppenflur. Er sah gerade noch die Beine des Killers im Rechteck einer Dachluke verschwinden.

Zum Glück fiel genügend Licht in das Treppenhaus, so daß Bill die einzelnen Stufen der Stiege erkennen konnte.

Wie eine Katze huschte er hoch. Staub kitzelte seine Nase und verursachte einen Niesreiz, den Bill jedoch unterdrücken konnte.

Vorsichtig spähte er über den Rand der Luke.

Vergeblich versuchten seine Augen die wattige Finsternis zu durchdringen.

Dafür hörte Bill hastige Schritte und keuchendes Atmen. Ein ratschendes Geräusch drang an seine Ohren. Es hörte sich an, als würde jemand ein Fenster öffnen, wobei das Rahmenholz aufeinanderreibt.

Schon Sekunden später bewahrheitete sich Bills Vermutung. Ein kühler Luftzug streifte sein Gesicht.

Für Bill gab es kein Halten mehr. Gewandt schwang er sich über den

Rand der Luke. Seine Hände versanken im Staub.

Gebückt schlich Bill Conolly weiter. Er versuchte den Atem anzuhalten. Vielleicht hatten ihn die Killer auch nur getäuscht und lauerten in der Dunkelheit. Der Gedanke daran trieb Bill einen Schauer über den Rücken.

Und dann sah er die Umrisse eines schrägen Dachfensters. Darüber den samtblauen Himmel, an dem einige Sterne glitzerten.

Bill huschte auf das Fenster zu und streifte mit der Wange einen quer verlaufenden Holzbalken. Splitter setzten sich in sein Fleisch. Die kleinen Wunden brannten wie Feuer.

Bill erreichte das schrägstehende Fenster. Der untere Rand befand sich in Höhe seines Kinns und war aus Metall.

Bill packte zu und kletterte wie ein Schlangenmensch durch das kleine Fenster.

Dann stand er auf dem Dach.

Nachtwind kühlte sein erhitztes Gesicht.

Bill sah sich um. Das Dach war schräg, wurde aber nach einigen Metern flacher, und Bill erkannte, daß dieses Dach schon zum Nachbarhaus gehörte.

Schornsteine versperrten ihm die Sicht. Hinter jedem dieser gemauerten Vierecke konnten die beiden Killer lauern.

Behutsam ging Bill weiter. Er verlagerte sein Gewicht so, daß er nicht abrutschen konnte. Die Dachschindeln waren brüchig und knirschten unter seinen Sohlen.

Und dann sah er neben einem hüfthohen Schornstein die geduckte Gestalt eines Mannes.

Es war einer der Killer!

Der Kerl sah in eine andere Richtung, bemerkte Bill gar nicht.

Ein hartes Lächeln umspielte die Lippen des Reporters. Na warte, dachte Bill. Gleich habe ich dich.

Lautlos näherte er sich der Gestalt. Bill befand sich immer noch auf dem Schrägdach und mußte höllisch aufpassen, daß er nicht abrutschte. Vielleicht war es das, was seine Aufmerksamkeit sinken ließ, denn als er den keuchenden Laut hörte, war es bereits zu spät.

Ein ungeheurer Schlag traf seinen Nacken. Bill wurde nach vom geworfen, knallte mit seinem vollen Körpergewicht auf die Schindeln und rutschte dem Dachende entgegen. Verzweifelt versuchte er sich festzukrallen, doch sein Körper hatte zuviel Fahrt. Einer der Killer war Bill mit voller Wucht in den Rücken gesprungen.

Rasend schnell kam das Ende des Daches näher.

Hinter ihm lachte der Mörder gellend auf.

Bill überschlug sich, wußte nicht mehr, wo oben und unten war, riß sich in dem verzweifelten Bemühen, Halt zu finden, die Handflächen blutig und wurde über den Rand des Daches gefegt.

Aus! dröhnte es in Bills Gehirn.
Endgültig aus…

***

Bill Conolly hatte Glück im Unglück.
Wie ein Felsbrocken raste er in die Tiefe und klatschte in die schmutzige Brühe eines Kanals.
Der Reporter spürte den Aufprall bis in die letzten Knochen, versäumte es, rechtzeitig den Mund zu schließen, und mußte einen Schwall Wasser schlucken.
Schräg war er in den Kanal eingetaucht, sank jetzt dem Grund entgegen, und schon wühlten seine Hände im Schlamm, der mindestens kniehoch lag.
Bill kam sich vor wie ein menschlicher Torpedo. Mit beiden Armen ruderte er durch die trübe Brühe und paddelte der Oberfläche entgegen.
Wie ein Korken durchstieß Bills Kopf das Wasser. Japsend riß der Reporter den Mund auf. Bill hustete und spuckte Wasser, und wenn er an die trübe Brühe dachte, die er geschluckt hatte, drehte sich ihm im nachhinein noch der Magen um.
Doch er war mit dem Leben davongekommen. Und nur das allein zählte. Er hätte auch genausogut auf das Pflaster irgendeiner schmutzigen Gasse stürzen können. Dann hätte man jetzt seine Knochen sortieren müssen.
Bill blickte zum Ufer hinüber.
Und dann sah er die Treppe. So schnell er konnte, schwamm Bill darauf zu. Vier Stufen lagen oberhalb des Wasserspiegels, eine fünfte wurde in regelmäßigen Intervallen von der Brühe überspült.
Auf allen vieren kletterte Bill die glitschigen, mit Moos und Algen bewachsenen Steinstufen hoch. Erschöpft und naß wie eine ertränkte Ratte ließ er sich zu Boden sinken.
Nur langsam beruhigte sich sein Atem. Und jetzt zog die Kälte durch seinen Körper. Bill mußte niesen. Er hoffte nur, daß er sich keine Lungenentzündung geholt hatte.
Ächzend quälte sich Bill auf die Füße. Dann sah er sich erst einmal um.
Er befand sich auf einem schmalen Weg, der dicht am Kanal entlangführte. Der Weg war so eng, daß nicht einmal zwei Erwachsene nebeneinander hergehen konnten. Der Reporter konnte sich auch schlecht orientieren, da ein Haus wie das andere aussah.
Bill suchte nach einem Hinterausgang.
Er fand ihn ungefähr zwanzig Meter weiter. Eine Holztür versperrte den weiteren Weg.
Sie war abgeschlossen, hing aber schief in den Angeln.

Bill machte aus der Not eine Tugend. Mit zwei Tritten sprengte er die Tür. Sicher, man konnte dies als Hausfriedensbruch auslegen, aber schließlich ging es um das Leben eines Menschen.

Bill gelangte in einen stockdunklen, muffig riechenden Flur. An der rauhen Hauswand mußte er sich weitertasten, hörte plötzlich Stimmen und erblickte das etwas hellere Rechteck einer offenstehenden Vordertür. Bill ging näher und sah die Konturen einiger Menschen, die vor der Tür standen, ab und zu einen Blick nach draußen warfen und sich erregt unterhielten.

Bill tauchte zwischen den Leuten auf wie ein Geist. Ehe diese sich von ihrer Überraschung erholt hatten, stand der Reporter schon auf der Gasse.

Da hörte er den Schuß!

Hatten die goldenen Masken Verstärkung bekommen?

Bill rannte los, ohne sich um die neugierigen Blicke zu kümmern.

***

Die Männer blickten zu dem Haus hinüber.

Commissario Tolini, John Sinclair und Domingo. Der Assistent kaute nervös auf einem erkalteten Zigarettenstummel herum.

Plötzlich wies Tolini in die Gasse, in der Carla Bonetti gewohnt hatte.

»Da ist was passiert«, sagte John sofort, als er die Menschenansammlung auf der Straße sah.

»Das glaube ich auch«, preßte Tolini zwichen den Zähnen hervor.

Die Leute hatten die Köpfe gewandt und starrten den drei näher kommenden Männern entgegen. Sie dachten gar nicht daran, Platz zu machen.

Tolini rief etwas.

Widerwillig nur traten die Menschen zur Seite.

»Das Haus muß es sein«, sagte John.

»Schon gesehen«, erwiderte Tolini.

»Sie bleiben hier, Domingo«, sagte Tolini. »Wir sehen uns in dem Haus mal um, Signor Sinclair.«

Die beiden Beamten tauchten in das Dunkel des Hauseinganges.

Sie blieben stehen und lauschten.

Nichts Verdächtiges war zu hören.

Stufe für Stufe stiegen sie höher. Es wurde auch etwas heller. Aus einem der oben liegenden Zimmern mußte Lichtschein in den Flur fallen.

Plötzlich hörten sie ein dumpfes Geräusch. Und dann schnelle Schifte, denen ein wütender Fluch folgte.

John flitzte los. Er ließ den etwas behäbigeren Commissario glatt hinter sich. Mit wenigen Sätzen überwand John die letzten Stufen, erreichte die Etage, in der die Wohnung der Bonettis lag, und sah im

selben Augenblick den Mann mit der goldenen Maske.

Er stand im Rechteck einer offenen Tür und war dabei, ein im Holzrahmen steckendes Messer herauszuziehen.

John sah zu Füßen des Mannes eine zweite Person liegen. Es lag auf der Hand, was die goldene Maske vorhatte.

»Finger weg!« schrie John. Gleichzeitig hob er den Arm mit der Beretta.

Der Maskenmensch zischte einen Fluch, ließ den Griff der Klinge jedoch nicht los, sondern knickte in den Knien ein, während er das Messer aus dem Holz riß.

Noch in der Bewegung hob er den Arm zum tödlichen Wurf.

John feuerte einen Sekundenbruchteil früher.

Die Kugel schmetterte den Mörder zurück, der Messerarm geriet aus der Richtung. Die Klinge fegte einen halben Meter an John Sinclairs Kopf vorbei und klirrte gegen die Wand.

Der Maskenträger wälzte sich schreiend auf dem Boden herum. Johns Kugel war ihm in die rechte Brustseite gedrungen. Der Geisterjäger hatte bei diesem Licht keine Zeit gehabt, richtig zu zielen. Er hatte schneller sein müssen als der andere.

Tolini stampfte schnaufend heran. »Verdammt, was war… Vorsicht!« gellte die Stimme des Commissarios.

John warf sich zur Seite.

Gerade noch im rechten Augenblick. Aus einem Winkel im Flur schoß eine Gestalt hervor, flog wie ein Karatekämpfer durch die Luft, knallte dem Commissario eine Fußspitze in die Seite und verfehlte mit dem anderen Fuß John Sinclair nur um Haaresbreite.

John wollte schießen, doch der Kerl war wie ein Schemen durch die offene Tür gehuscht und in der Wohnung untergetaucht.

Der Mann, der vor der Tür am Boden lag, wollte sich aufrichten.

»Das Messer!« keuchte er. »Er hat das Messer!«

John Sinclair begriff.

Er hechtete hinter dem Mörder her, der gerade nach einem im Fußboden steckenden Messer griff.

John sah aus den Augenwinkeln das angstverzerrte Gesicht einer älteren Frau, hörte ihren von Entsetzen geprägten Schrei und knallte mit voller Wucht gegen den Killer.

Beide fielen zurück.

Der Verbrecher hatte es noch geschafft, das Messer zu packen. Er versuchte, John die Klinge in den Bauch zu stoßen.

Doch der Geisterjäger war gewandt. Er wich dem Stoß aus und hämmerte seine Faust auf den Messerarm des Killers.

Der Mann schrie, ließ die Waffe aber nicht los, sondern trat John das Knie in den Magen.

Dem Geisterjäger blieb die Luft weg. Die Augen quollen ihm aus den

Höhlen.

Der Maskenträger brüllte triumphierend auf, doch da schlug John Sinclair mit der Rechten zu, in der er immer noch die Beretta hielt.

Der Waffenarm traf den Mörder seitlich am Kopf.

Der triumphierende Schrei brach ab. Leblos sackte der Maskenträger zusammen.

Pfeifend stieß Sinclair den Atem aus. Er mußte sich an der Wand abstützen, um auf die Füße zu gelangen. Den gemeinen Tiefschlag hatte er noch immer nicht ganz verdaut.

John wandte sich um.

Soeben wankte Tolini ins Zimmer. Der Commissario war blaß wie eine Kalkwand.

»Das Schwein hat mich mit einem mörderischen Karatetritt getroffen«, sagte er. Tolini hob einen Stuhl auf und ließ sich ächzend darauf nieder.

Auch der Junge Mann an der Tür hatte sich wieder erhoben. Er sah ramponiert aus, blutete aus mehreren Wunden. Er stützte sich am Türrahmen ab, als er sagte: »Ich bin Mario Stefani. Ich…«

»Und wo ist Bill Conolly?« unterbrach John Sinclair ihn.

»Hier!«

Wie ein Geist tauchte der Reporter aus dem Dunkel des Flures auf. John grinste erleichtert, doch als er in Bills Gesicht sah, gefror das Lächeln.

»Hast du Sheila gefunden?« fragte der Geisterjäger leise.

»Wieso denn?« fragte Bill und breitete in einer hilflosen Geste beide Arme aus.

***

»Wer – wer sind Sie?« hauchte Sheila zu Tode erschrocken.

Der großgewachsene hagere Mann vor ihr verzog das Gesicht. Es sollte ein Lächeln werden, doch es erstarrte zu einer diabolischen Grimasse.

»Ich bin Professor Mandra«, sagte der Mann mit dem weiß geschminkten Gesicht und dem langen, dunklen Umhang, der bis zu den Fußknöcheln reichte. »Ich führe die Nachfolge des Goldenen Löwen, bin dessen Erbe und erster Diener zugleich. Aber das werde ich dir alles später erklären.«

Mandra blickte an Sheila Conolly vorbei und machte eine knappe Bewegung mit der rechten Hand. »Schafft sie weg!«

Fäuste packten zu. Die vier Männer, die den Sarg getragen hatten, hoben Sheila aus der prunkvollen Totenkiste.

Sheila wehrte sich nicht. Widerstand wäre sofort im Keim erstickt worden.

Doch plötzlich stockte Sheila Conolly der Atem!

Ihr Blick war auf den Goldenen Löwen gefallen.

Die Figur stand auf einem Sockel. Sie hatte die Form eines Menschen, war so groß wie ein ausgewachsener Mann und ganz mit Gold Übergossen. Schimmernd warf das Metall die Lichtreflexe der Kerzenflammen zurück. Wie ein heller Stern strahlte das Bild des Goldenen Löwen durch die Düsternis der Halle.

Sheila konnte ihren Blick nicht von der Figur lösen. Sie hatte die Frau in ihren Bann gezogen. Sheila schien es, als würde der Goldene Löwe eine geheimnisvolle Kraft ausströmen. Eine Kraft, der kein Mensch entfliehen konnte.

Unbewußt trat Sheila einen Schritt nach vorn. Ihr weiter Hausmantel klaffte auseinander.

Erlag die Frau den Lockungen der Figur?

Plötzlich stockte Sheilas Schritt.

Die Frau hatte das Gefühl, eine Rasierklinge würde über ihren Rücken fahren. Sie schloß die Augen, öffnete sie wieder – und…

Es gab keinen Zweifel.

Der Goldene Löwe lebte!

Tief in den Augenschächten pulsierte das Leben. Die Pupillen rollten wie zwei Kreisel, ließen Sheila nicht aus ihrem magischen Bann.

Dann hörte sie hinter sich ein leises Lachen. Es riß Sheila aus ihrer Trance. Sie wirbelte herum.

Professor Mandra starrte sie an.

Kalt und grausam ruhte sein Blick auf dem Körper der Frau. Mandra ließ die Arme an den Seiten des Körpers herabhängen, schien selbst eine Statue zu sein.

»Ja«, sagte er mit einer Grabesstimme. »Er lebt tatsächlich. Das Blut seiner Opfer hat ihn aus den Tiefen der Finsternis gerissen, und du wirst diejenige sein, die ihn endgültig befreit. Der Goldene Löwe wird wieder leben!«

Sheila wollte etwas antworten, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Nicht einmal ein Ächzen drang über ihre Lippen. Sheila Conolly war stumm vor Grauen.

Professor Mandra sprach weiter. »Noch hast du fast vierundzwanzig Stunden Zeit. Erst in der nächsten Nacht wird das große Fest beginnen. Das Fest zu Ehren des Goldenen Löwen, das dem Triumph der Finsternis gleichkommt. Du wirst in dieser Halle bleiben, eingeschlossen wie in einem Gefängnis, und dir schon bald den Tod herbeiwünschen. Es gibt keine Rettung mehr!«

Professor Mandra blickte Sheila noch einmal an und machte dann auf dem Absatz kehrt.

Sein Schatten wurde vom Halbdunkel der Halle aufgesogen. Sheila hörte noch die Schritte, und Sekunden später knallte eine Tür zu.

Sheila Conolly war allein mit dem Goldenen Löwen!

***

Zehn Minuten waren vergangen!

John Sinclair und Commissario Tolini hatten eine traurige und blutige Bilanz gezogen.

Zwei Killer waren tot. Der erste war während des Kampfes mit Bill Conolly in sein eigenes Messer gefallen, der zweite hatte Johns Kugel nicht überlebt, und den dritten, nur bewußtlosen Maskenträger, hatte Tolini bereits mit Handschellen gefesselt. Er war gerade dabei, dem Mörder die Maske vom Gesicht zu nehmen.

Plötzlich stieß Bill einen überraschten Ruf aus. »Teufel, das ist ja dieser Tino Ricci.«

Der Reporter hatte sich wieder einigermaßen gefangen, nachdem John ihm erzählt hatte, was mit Sheila geschehen war. Bill hatte die Nachricht schwer erschüttert. Er wußte selbst, wie wenig Hoffnung noch bestand, und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er nicht auf seine Frau geachtet hatte.

»Du kennst ihn?« fragte John.

»Ja. Er gehörte zu den Männern, die Sheila und mich beobachtet haben.« Mit ein paar Sätzen erzählte Bill auch, was auf der Gondelfahrt geschehen war.

Commissario Tolini atmete schwer. Er blickte auf den bewußtlosen Mörder. »Wenn er zu sich kommt, muß er aussagen«, sagte Tolini leise. »Er ist unsere einzige Chance, die wir haben.«

»Sie meinen, er könnte wissen, wo sich Sheila aufhält?«

Tolini wandte Bill sein Gesicht. »Ja, das könnte er in der Tat.«

»Wie ich diese Geheimbundmitglieder einschätze und auch kenne, sind sie sehr verstockt.« John Sinclair dämpfte den Optimismus des Commissarios.

»Es ist aber unsere einzige Chance«, erwiderte Tolini. »Man könnte mit Straffreiheit operieren.«

Tolini sah Johns erstaunten Blick und sagte schnell: »Ich meine natürlich als letztes Mittel.«

»Vielleicht gibt es aber noch einen anderen Weg«, sagte John Sinclair leise.

»Und der wäre?«

John blickte versonnen auf seine aneinandergelegten Hände.

»Red schon«, drängte Bill.

»Ich denke da an Hypnose. Wer solch einem Club angehört, ist für diese Dinge sehr empfänglich.«

Der Commissario bekam große Augen. »Das wäre natürlich eine Sache.«

Bill schlug seinem Freund John auf die Schulter. »Mensch, John, wenn das klappen würde.«

»Aber wer soll ihn hypnotisieren?« fragte Tolini. »Sie vielleicht,

Signor Sinclair?«

John lächelte. »Nein, ich nicht.«

Tolinis Gesicht verschloß sich. »Dann sehe ich die Chancen schwinden. Ich persönlich kenne nämlich niemand, der in der Lage wäre…«

»Aber ich«, sagte John. »Hören Sie zu. An der Universität Mailand unterrichtet ein Bekannter von mir. Dr. Mensing. Er ist Österreicher, genau gesagt, er stammt aus Südtirol. Ich habe ihn vor Jahren während eines Skiurlaubes kennengelernt. Wir sind eigentlich immer in Verbindung geblieben. Außerdem habe ich in einigen Fachzeitschriften fesselnde Berichte von ihm gelesen. Dieser Mann ist eine Kapazität. Ich werde Dr. Mensing heute noch anrufen. Von Mailand ist es schließlich nicht weit. Können Sie uns im Präsidium einen Raum zur Verfügung stellen, Commissario?«

»Selbstverständlich, dann brauchen wir hier keine Zeit mehr zu verlieren. Aber was geschieht mit der Frau?« John meinte damit Signora Bonetti.

Tolini hob die Schultern. »Wir werden sie in ein Hospital einliefern. Es ist im Moment für sie das beste.«

Der Geisterjäger nickte.

Tolini zog Ricci auf die Beine, starrte ihm sekundenlang in die Augen und warf ihn dann auf einen Stuhl. »Man sollte sich an euch gar nicht die Finger schmutzig machen!« zischte der Commissario.

Ricci verzog das Gesicht. »Drecksbulle!«

Diese Bezeichnung für Polizisten war wohl international. Tolini überhörte die Beleidigung und wandte sich den eintretenden Männern der Mordkommission zu.

Zwei Krankenpfleger in weißen Kitteln legten Mario Stefani auf eine Trage und transportierten ihn nach unten. Der junge Italiener hatte die Augen geschlossen und atmete flach.

Tolini legte mit einigen Worten die Sachlage klar. Dann sagte er: »Wir können gehen.«

»Okay!« John packte den Mörder am rechten Arm und zog ihn vom Stuhl hoch.

Der Verbrecher wollte dem Geisterjäger den Schädel in den Magen stoßen. John griff blitzschnell in die Haare des Mannes und hielt den Kopf fest.

»Wag es nicht noch einmal!« sagte der Oberinspektor gefährlich leise.

Bill war von seinem Stuhl aufgesprungen. »Teufel, John«, rief er. »Laß mich mit diesem Kerl nur zehn Minuten allein, und wir wissen alles, was wir wissen müssen.«

»Ich sage nichts«, sagte der Killer keuchend. »Gar nichts. Und wenn ihr mich foltert. Der Goldene Löwe wird euch mit in die tiefste Hölle ziehen.«

»Schon gut!« John schob den Mann nach draußen in den Treppenflur, wo er weiter seine Haßtiraden ausspie.

Schweigend sahen die Hausbewohner zu, wie der Mann abgeführt wurde. Und ebenso wortlos bildeten die Menschen unten auf der Straße eine Gasse.

Das Gesicht des Mörders hatte eine maskenhafte Starre angenommen. John war klar, daß er mit normalen Mitteln aus diesem Mann nichts herausbekommen konnte.

Blieb nur noch eine Hoffnung.

Die Hypnose…

***

Dämmerlicht füllte den Raum.

Dunkle Vorhänge verdeckten die Fenster und ließen das Tageslicht nur gedämpft hindurch.

Zwei Stühle bildeten die gesamte Einrichtung des Zimmers. Die Sitzmöbel standen sich gegenüber, waren mit braunem Leder gepolstert und hatten Armlehnen.

Auf einem der Stühle hockte Tino Ricci. Seine gefesselten Hände lagen auf den Knien. Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn. Ricci trug nur seine Hose und ein Hemd, das auf der Brust offenstand und einen dichten Haarpelz sehen ließ.

Der Killer war erschöpft und gleichzeitig unruhig. Er war, wie man so schön sagt, durch die Verhörmühlen gedreht worden, hatte aber geschwiegen wie ein Fisch. Die Beamten hatten ihn mit Zigaretten, Alkohol und Straferleichterung gelockt. Vergebens.

Nach fünf Stunden war Ricci wieder in seine Einzelzelle gebracht worden. Man hatte ihm ein karges Frühstück gereicht, doch er hatte die Speisen nicht angerührt. Nicht einmal einen Schluck Wasser hatte er zu sich genommen.

Dann hatten sie ihn wieder abgeholt und in das dunkle Zimmer gebracht. Dieser Trick war Ricci neu. Wollten sie ihn jetzt auf die psychologische Masche fertigmachen? Er glaubte es, und da er das Verfahren nicht kannte, war er hochgradig nervös.

»Was habt ihr denn mit mir vor, zum Teufel?« brüllte er plötzlich und warf seinen Kopf wild hin und her.

Die beiden Uniformierten, die links und rechts des Stuhles standen und Wache hielten, gaben keine Antwort. Sie hatten nur darauf zu achten, daß Ricci trotz seiner gefesselten Hände keinen Unsinn machte. Die Polizei unterschätzte den Verbrecher keineswegs.

Ricci hob die gefesselten Hände. »Bene«, sagte er. »Ihr wollt mir also keine Antwort geben. Dann geht es euch genau wie mir. Aus mir werdet ihr auch keinen Ton herausbekommen. Auch nicht durch neue Tricks und Psychoterror.«

Die Tür wurde geöffnet, und Dr. Mensings Eintreten hinderte Ricci daran, weiterzureden. Der Killer hob überrascht den Kopf und blickte dem Psychiater entgegen.

Dr. Mensing blieb einen Augenblick im offenen Türrechteck stehen. Er hatte einen kleinen Holzkasten unter den Arm geklemmt, und seine Augen musterten prüfend die Gestalt des Killers.

Die beiden Polizisten verließen ihren Platz.

Mensing trat zur Seite. Die Beamten salutierten und gingen nach draußen.

Dr. Mensing schloß die Tür. Er hatte sich ausgebeten, mit dem Gefangenen allein sprechen zu dürfen. Man war dem Wunsch von polizeilicher Seite nur zögernd nachgekommen.

Mensing war ein mittelgroßer Mann mit braunen gescheitelten Haaren und einer Goldrandbrille vor den Augen, die ihm ein intellektuelles Aussehen verlieh. Der dunkle Anzug, das blütenweiße Hemd und die sorgfältig gebundene Krawatte unterstrichen das perfekte Äußere des Wissenschaftlers.

Mensing war nach John Sinclairs Anruf sofort losgefahren. John hatte ihm mit wenigen Worten erklärt, worum es ging, und Mensing war schnell einverstanden gewesen. Er hatte nach seiner Ankunft mit den Beamten noch eine längere Unterhaltung gehabt und sich einige Notizen gemacht.

Tino Ricci übernahm das Wort. »He, was wollen Sie denn?« fragte er mit kratziger Stimme. »Sind Sie hier der Oberkacker?«

Mensing ließ sich nicht provozieren. Er ging auf den zweiten Stuhl zu und setzte sich.

»Ich möchte gern mit Ihnen reden, Signor Ricci.«

»Aber ich nicht mit Ihnen. Ich suche mir nämlich meine Gesprächspartner selbst aus.«

Mensing hob die Schultern. Dann öffnete er den Deckel des kleinen Kastens und nahm ein Metronom heraus. Den Kasten stellte er neben seinem Stuhl auf den Boden.

Mißtrauisch beäugte Tino Ricci das Metronom. »Was soll das werden, wenn es fertig ist?«

Mensing gab keine Antwort, sondern blickte den Killer nur an.

»Was starren Sie so?«

Mit dem Zeigefinger der rechten Hand setzte Dr. Mensing den Zeiger des Metronoms in Bewegung.

Der Zeiger geriet in schwingende Bewegungen. Links-rechts-links-rechts. Jedesmal, wenn er bis zum Anschlag gekommen war, gab es ein knackendes Geräusch.

»Sehen Sie nur mich an«, sagte der Hypnotiseur.

Seine Stimme klang ruhig, aber trotzdem zwingend.

Ricci verkrampfte sich auf seinem Stuhl. Seine Augen bohrten sich in

die des Hypnotiseurs. Sein Blick wurde plötzlich glanzlos, entrückter.

Und immer wieder schlug das Metronom.

Behutsam stellte Dr. Mensing es auf den Boden. »Sie hören nur noch mir zu«, sagte er. »Verstehen Sie, nur noch mir.«

»Ich verstehe.«

Es war unglaublich, was dieser Mann in kurzer Zeit geschafft hatte. Er mußte einen überstarken Willen besitzen, dem selbst ein abgebrühter Gangster wie Tino Ricci nichts entgegenzusetzen hatte.

Ricci saß auf seinem Stuhl, als hätte er einen Ladestock verschluckt. Steif mit erhobenem Kopf. Er wartete auf die Fragen oder Befehle des Hypnotiseurs.

Mensing erkundigte sich erst nach dem Namen des Mannes und einigen anderen prsönlichen Daten, die Ricci mit absoluter Klarheit beantwortete. Unhörbar zeichnete der batteriebetriebene Recorder in Mensings Brusttasche das Gespräch auf.

Langsam steuerte der Hypnotiseur auf das eigentliche Thema zu.

»Sie gehören dem Club der goldenen Masken an?«

»Ja.«

»Wer ist euer Anführer?«

»Professor Mandra.«

»Was ist das für ein Mann?«

»Er ist der Diener des Goldenen Löwen.«

»Welch eine Bewandtnis hat es mit dem Goldenen Löwen?« wollte Dr. Mensing wissen.

Tino Ricci begann zu reden. Mit monotoner Stimme berichtete er von der Entstehungsgeschichte des Kults. Er kam auf die Vergangenheit zu sprechen und redete auch detailliert über einzelne Greueltaten.

Dr. Mensing kam wieder auf die Gegenwart zurück. »Wie viele Mitglieder zählt der Kult?«

»Ich weiß es nicht.«

»Kennt ihr euch?«

»Nein. Das heißt, ja«, verbesserte sich der Gangster. »Wir kennen immer nur Gruppen von vier Leuten. Diese arbeiten jedesmal zusammen. Jede Gruppe hat eine bestimmte Aufgabe.«

»Wofür ist eure Gruppe zuständig?«

»Für die Entführungen. Wir haben die Opfer geholt.«

Dr. Mensing beugte sich vor. Jetzt wurde es interessant. »Wie viele Opfer habt ihr dem Goldenen Löwen gebracht?«

»Acht!«

Mensing wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Waren es immer nur Frauen?«

»Ja. Frauen und junge Mädchen.«

»Wie geschah das?«

»Wir haben ihnen aufgelauert, sie bewußtlos geschlagen und auf die

Todesgondel gebracht. Dort wurden sie in einen Sarg gelegt und zum Tempel gefahren.«

»Was geschah weiter mit ihnen?«

»Sie wurden ein Opfer für den Goldenen Löwen. Ihr Blut gab dem Löwen Kraft.«

»Ihr habt sie also getötet.«

»Ja.«

Dr. Mensing lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Mit Schrecken dachte er an das unschuldige Blut, das geflossen war. Er hörte kaum noch das Ticken des Metronoms, als er weiterredete. »Das gleiche ist auch mit der blonden Frau geschehen?«

»Nein.«

»Warum sagst du nein?«

»Die blonde Frau ist noch nicht tot. Sie wird erst auf dem großen Fest am heutigen Abend geopfert.«

»Und um welche Zeit beginnt dieses Fest?«

»Nach Sonnenuntergang. Es erreicht um Mittemacht seinen Höhepunkt. Dann wird die Blonde sterben.«

»Warum habt ihr diese blonde Frau ausgesucht?«

»Professor Mandra wollte es so. Er hatte sie gesehen und uns dann den Auftrag gegeben.«

»Ihr habt sie also in den Tempel geschafft.«

»Ja«

»Wo liegt dieser Tempel?« Dr. Mensing spürte die Erregung, die ihn gepackt hielt. Jetzt kam es darauf an. In wenigen Sekunden wußte er die Adresse.

»Er liegt… er liegt…« Tino Ricci stoppte plötzlich. Er öffnete den Mund, als wolle er einen Schrei ausstoßen.

Mensing sprang von seinem Stuhl hoch. »Wo liegt der Tempel? Sag es mir! Wo trefft ihr euch?«

Tino Ricci begann zu röcheln. Es schien, als bekäme er keine Luft mehr. Etwas war mit ihm geschehen. Wahrscheinlich hatte dieser Professor Mandra eine hypnotische Sperre in Riccis Gehirn eingebaut. Und die konnte Mensing nicht durchbrechen.

Gierig schnappte der Mörder nach Luft. Seine Augen drohten aus den Höhlen zu quellen. Speichel floß aus den Mundwinkeln.

Dr. Mensing konnte den Mann nicht länger in seinem Tranceszustand lassen. Er mußte ihn aufwecken, wollte er nicht Riccis Leben riskieren.

Dr. Mensing sprach schnell die erlösenden Worte.

Augenblicklich ging es Ricci besser. Er entspannte sich. Sein Gesicht nahm wieder einen normalen Ausdruck an. Der Atem ging ruhiger und regelmäßig.

Mensing trat an das Fenster und zog die Vorhänge zurück. Tageslicht flutete in den Raum.

Geblendet schloß Ricci die Augen. »Verdammt, was war los?« murmelte er und blickte Mensing verständnislos an, der seine Brille abgenommen hatte und mit einem sauberen Tuch die Gläser putzte.

Mensing stetzte die Brille wieder auf. »Sie haben geredet, Ricci«, sagte er.

»Nein!« Der Killer sprang von seinem Stuhl hoch.

»Doch«, erwiderte Mensing kalt. »Und ich habe Ihre Aussage auf ein Tonband aufgenommen!«

»Du Schwein!« heulte Ricci und stürzte sich – die gefesselten Hände wild über den Kopf schwingend – auf den Hypnotiseur zu.

Mensing wich aus. Da wurde auch schon die Tür aufgerissen, und John Sinclair – herbeigelockt durch den Lärm – rannte ins Zimmer. Er flog auf Ricci zu, und ehe sich der Mörder zum zweiten Mal auf Dr. Mensing stürzen konnte, trat der Oberinspektor ihm die Beine weg.

Ricci sackte zu Boden. »Steh auf«, sagte John zu dem Killer, der ihn aus haßerfüllten Augen anblickte.

Ricci schüttelte den Kopf. Die beiden Uniformierten tauchten auf und zogen den Mann hoch.

John blickte Mensing fragend an.

»Er kann wieder in die Zelle«, sagte der Hypnotiseur. Commissario Tolini hatte sich inzwischen auch eingefunden. Nervös rauchte er an einer Zigarre.

»Und?« fragte er.

Mensing wartete mit der Antwort, da Riccis Geschrei eine Verständigung unmöglich machte. Die beiden Beamten hatten Mühe, den Tobenden aus dem Raum zu zerren.

»Ich habe seine Aussagen auf Tonband aufgenommen, wie abgesprochen«, erwiderte Mensing. »Sie können sich jetzt ein genaues Bild von der Bande machen.«

Bill Conolly stürzte in das Zimmer. Er war im Hotel gewesen und hatte sich umgezogen. »Hat Ricci etwas über meine Frau gesagt?« fragte der Reporter.

»Ja.«

»Und? Mein Gott, reden Sie doch.«

»Ihre Frau lebt, Mr. Conolly.«

Bill atmete auf.

»Aber nicht mehr lange«, schränkte Dr. Mensing ein. »Das heißt, wenn wir sie bis dahin nicht gefunden haben.«

»Wieso?« Tolini fuchelte mit der linken Hand vor seinem Gesicht herum. »Hat er das Versteck der Bande nicht verraten?«

Dr. Mensing schüttelte den Kopf. »Nein, sein Gehirn muß wohl durch eine hypnotische Sperre gesichert gewesen sein. Ich habe nichts aus ihm herausbekommen können.«

»Um Himmels willen«, flüsterte Bill. Er wurde von einer Sekunde zur

anderen kalkweiß. »Jetzt ist Sheila verloren.«
»Abwarten«, sagte John Sinclair. »Erst hören wir uns mal die Aussagen an. Vielleicht gibt es doch noch irgendeinen Hinweis, der uns weiterhilft.«

***

Endlos dehnten sich die Stunden, und Sheila Conolly wußte nicht, ob es Tag oder Nacht war.
Zuerst hatte sie immer wieder auf die Uhr geschaut, doch dann hatte sie auch das gelassen. Das unaufhörliche Wandern des Zeigers machte sie nur noch nervöser. Sheila hatte die Uhr von ihrem Handgelenk gelöst und kurzerhand in eine Ecke geworfen.
Durst und Hunger quälten Sheila. Aber noch schlimmer war die Stille, die beinahe körperlich spürbar über der Halle lastete. Kein fremder Laut war zu vernehmen. Sheila hörte nur ihren eigenen Atem und das Schlagen ihres Herzens.
Mindestens ein halbes Dutzend Mal hatte Sheila Conolly ihr Gefängnis durchsucht. Ohne Erfolg, einen Fluchtweg hatte sie nicht entdeckt. Zu dick waren die Mauern, und die Tür, durch die Professor Mandra verschwunden war, bestand aus massivem Holz.
Es war das ideale Gefängnis!
Sheila Conolly hatte sich in eine hintere Ecke regelrecht verkrochen. Sie hatte bewußt diesen Platz gewählt, denn von ihm aus konnte sie den Goldenen Löwen nicht sehen.
Und das war gut so, denn die Figur flößte Sheila Conolly Angst ein. Ein dämonisches Fluidum ging von ihr aus und schien die gesamte Halle auszufüllen.
Die Luft war feucht und heiß, erschwerte das Atmen. Kein Hauch bewegte die Flammen in dem schweren Leuchter.
Sheila erhob sich aus ihrer gebückten Stellung und ging einige Schritte auf und ab. Sie konnte nicht stur sitzenbleiben, sondern mußte immer wieder die Muskeln lockern.
Sheila trug noch ihre Hauspantoletten mit spitzen Absätzen. Die Absätze gaben bei jedem Schritt auf dem stumpfen Marmorboden ein klackendes Geräusch, das Sheila – die nur die Stille gewohnt war – überlaut vorkam. Ständig hatte sie auch das Gefühl, von den Augen des Goldenen Löwen beobachtet zu werden. Aber das war wohl nur eine Einbildung.
Sie versuchte, nicht an die nähere Zukunft zu denken, sondern an ihren Mann und an John Sinclair. Bestimmt hatten die beiden Freunde schon Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie zu finden. Aber würde die Zeit reichen?
Sheila glaubte selbst nicht so recht daran. Venedig war ein Labyrinth mit Tausenden von Schlupfwinkeln. Wie sollten die Männer es

schaffen, sie hier zu finden?

Stunde reihte sich an Stunde. Sheila Conolly wurde immer apathischer. Durst und Hunger wüteten jetzt wie Tiere in ihrem Körper. Vor allen Dingen der Durst quälte Sheila. Ihre Zunge lag wie ein dicker Kloß im Rachen.

Und dann – Sheila wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war – horchte sie auf.

Stimmen waren an ihre Ohren gedrungen. Sheila stützte sich an der Wand ab und kam auf die Füße. Ein leichter Schwindelanfall erfaßte sie, ging aber schnell wieder vorüber.

Die Stimmen wurden lauter, jetzt hörte Sheila auch Schritte.

Bills Frau verkrampfte die Hände. Ja, es gab keinen Zweifel mehr. Ihre Stunde war gekommen. Das Fest zu Ehren des Goldenen Löwen sollte beginnen.

Die massive Holztür wurde aufgezogen.

Sheila war vorgegangen und beobachtete hinter einer Säule stehend den Einzug der goldenen Masken.

Es war eine schaurige Prozession.

An der Spitze ging Professor Mandra. Wieder trug er seinen langen Umhang, und die goldene Spange vor der Brust glänzte im Licht der Fackel, die von vier Männern gehalten wurden. Die Fackeln bestanden aus einem Stab, auf dessen Ende ein rundes Gefäß befestigt war, in dem eine Flüssigkeit brannte.

Sie gab eine grüne, armhohe Flamme ab.

Die Fackelträger schritten an Mandra vorbei, blieben vor dem Goldenen Löwen stehen und verneigten sich. Dann traten sie zur Seite und stellten sich neben der Figur auf. Kalt und schaurig sahen die Masken auf ihren Gesichtern aus, über die ein grüner, zuckender Schein tanzte.

Immer mehr Diener des Goldenen Löwen betraten den Saal. Sheila schätzte mindestens vierzig Menschen, und jeder von ihnen trug eine goldene Maske.

Im Halbkreis stellten sie sich vor dem Goldenen Löwen auf. Alles ging fast lautlos vor sich. Sheila spürte den Hauch des Bösen, der diese Männer umgab.

Dann trat Professor Mandra vor. Er ging bis dicht an den marmornen Sockel, hob die flache Schale vom Boden auf und hielt sie hoch über den Kopf.

Mandra begann zu reden. Er sprach lateinisch. Sheila Conolly konnte kein Wort verstehen.

Noch immer stand sie hinter der Säule und beobachtete aus fiebernden Augen das unheimliche Ritual.

Ab und zu verneigten sich die goldenen Masken. Sie stimmten dann einen seltsam anmutenden Singsang an.

Sheila fand es merkwürdig, daß die goldenen Masken sich bisher noch nicht um sie gekümmert hatten, war aber andererseits darüber wieder froh. Vielleicht war alles nur eine leere Drohung gewesen? Vielleicht wollte man ihr nur Angst einjagen?

Sheila klammerte sich an diese unselige Hoffnung, die von einem Augenblick zum anderen jäh zerstört wurde.

Urplötzlich brach der Singsang ab.

Professor Mandra fuhr auf dem Absatz herum. Sein Arm schnellte vor, und der ausgestreckte Zeigefinger seiner rechten Hand deutete auf die Säule, hinter der Sheila Conolly stand.

»Packt die Frau, und bringt sie her!« befahl Mandra mit metallen klingender Stimme…

***

Immer wieder hatten die Männer das Tonband abgehört. Sie kannten bald jedes Wort auswendig und hatten doch keinen Erfolg gehabt. Es gab einfach keinen Hinweis auf das Versteck der goldenen Masken.

»So war es immer«, sagte Commissario Tolini und schaltete mit einer resignierend anmutenden Geste das Gerät ab. Müde wischte er sich über die Augen. »Wir kommen wohl so nicht weiter, Signori«, sagte er mit rauher Stimme.

Die Männer befanden sich in Tolinis Büro. Außer dem Commissario waren noch John Sinclair, Bill Conolly und Dr. Mensing anwesend. Die Luft war zum Schneiden dick. Wie blaue durchsichtige Vorhänge hing der Zigarettenqualm im Raum.

Tolini öffnete ein Fenster. Ein sonniger Frühling lockte Hunderte von Touristen in die Stadt. Nachdenklich blickte der Commissario auf die Kanäle. Gondeln kreuzten auf dem Wasser. Bunt hoben sie sich von der braunen Brühe ab. Dort unten war das Leben, dort freute man sich und genoß man den Tag, während an einer anderen Stelle in dieser Stadt eine Frau um ihr Leben bangen mußte.

John Sinclair saß neben Tolinis Schreibtisch. Zwischen den Fingern des Geisterjägers verqualmte eine Zigarette. John war in Gedanken versunken. Immer noch ging ihm Riccis Aussage durch den Kopf. Noch einmal analysierte er Wort für Wort.

Ricci hatte von einem Tempel gesprochen. Tempel waren größere Gebäude, und da in Venedig alles katalogisiert war, mußte dieser Tempel doch unter Umständen zu finden sein.

Dieser Gedanke ließ John Sinclair nicht los. Er warf einen Blick zu Bill Conolly hinüber. Der Reporter war mit den Nerven fertig. Er saß apathisch auf einem Stuhl und blickte ins Leere.

Tolini wandte sich um. »Ja?«

John massierte nachdenklich sein Kinn. Dann sagte er: »Mir ist da eine Idee gekommen. Dieser Ricci hat doch immer von einem Tempel

gesprochen. Und ein Tempel muß sich zwangsläufig in einem größeren Gebäude befinden. So etwas müßte demnach auch zu finden sein.«

Tolini hob die Schultern. »Sie kennen unsere Stadt nicht.«

»Aber nachzuforschen ist besser, als hier herumzustehen«, sagte John.

Auch Bill Conolly nickte entschlossen. »Das meine ich aber auch.« So etwas wie Kampfeslust trat in seine Augen. »Und wenn wir die ganze Stadt auf den Kopf stellen, wir müssen Sheila finden.«

Tolini telefonierte schon. Zehn Minuten später lagen die besten und genauesten Stadtpläne ausgebreitet auf dem Schreibtisch des Commissarios.

Gespannt beugten sich die drei Männer über die Karte. Dr. Mensing hatte sich schon verabschiedet. Er wollte sich in seinem Hotel ein wenig hinlegen.

Commissario Tolini übernahm die Listenführung. Auf dem Stadtplan war jede Hütte eingezeichnet. Die Männer arbeiteten systematisch. Quadrat für Quadrat suchten sie ab.

Eine Stunde brauchten sie für diese mühselige Arbeit. Dann zogen sie Bilanz.

»Wir haben genau einhundertvierunddreißig Bauten auf unserer Liste«, sagte Tolini. »Fast die Hälfte davon ist noch übriggeblieben. Sollen wir die bis heute abend alle durchkämmt haben?«

»Nein, nein.« John schüttelte den Kopf. »Davon werden viele wieder wegfallen. Ricci hat etwas von einer Todesgondel erzählt. Das Haus muß also an irgendeinem Kanal liegen.«

»Da liegen fast alle.« Tolini dämpfte Johns Optimismus, machte sich aber dann wieder mit Feuereifer an die Arbeit.

Als die Sonne unterging, waren noch sechs Häuser übriggeblieben.

Tolini dachte sofort an den praktischen Teil. »Wieviel Männer sollen wir mitnehmen?«

»Nur noch Ihren Assistenten. Wir werden mit einem Boot fahren«, erwiderte John Sinclair. »Es soll sich aber eine Hundertschaft in Bereitschaft halten. Über Sprechfunk sind wir immer erreichbar.«

Tolini nickte. »Der Vorschlag ist gut. Allerdings muß die Aktion geheim bleiben. Ich weiß nicht, wer von meinen Leuten mit den goldenen Masken paktiert. So leid es mir tut, aber wir müssen mit allem rechnen.«

»Gut, daß Sie daran gedacht haben«, meinte John.

Commissario Tolini lächelte und blickte auf seine Uhr. »Ich werde jetzt die nötigen Schritte einleiten. Ich schätze, in dreißig Minuten kann es losgehen.«

Tolini nickte den beiden Männern noch einmal zu und verließ sein Büro.

»Glaubst du, daß wir es schaffen, John?« fragte der Reporter mit leiser Stimme.

»Aber sicher. Davon bin ich überzeugt.«

»Sollte Sheila irgend etwas angetan worden sein – John, ich sage dir… dann kenne ich mich nicht mehr wieder. Glaub mir das!«

Der Geisterjäger brauchte Bill nur anzusehen, um zu wissen, daß dies keine leeren Versprechungen waren…

***

Sheila Conolly wehrte sich verzweifelt. Sie schlug, trat und biß. Doch gegen die rohe Kraft der Männer konnte sie nichts ausrichten. Gnadenlos wurde sie zu der goldenen Figur geschleift. Sie verlor dabei ihre Schuhe, doch das kümmerte die Bestien nicht.

Die goldenen Masken kreisten die vor Angst schreckensstarre Frau ein. Sheilas Blick flog in die Runde. Wohin sie auch sah, immer wieder starrte sie auf kalte goldene Masken.

Gierige Augen funkelten hinter den Schlitzen. Sheila hatte auf einmal das Gefühl, die Masken würden wie eine Schaukel auf sie zurasen und dann wieder wegschwingen. Anschließend drehten sie sich und wurden zu einem einzigen goldenen Kreis.

Sheila merkte, wie ihre Knie weich wurden. Langsam kippte sie vornüber, doch kräftige Hände fingen sie auf und stellten sie wieder auf die Füße.

Plötzlich stand Professor Mandra vor ihr.

Die Augen in seinem weiß geschminkten Gesicht leuchteten teuflisch. Sie hatten den gleichen Ausdruck angenommen wie die Augen des Goldenen Löwen.

Jemand brachte die ovale Schale, hielt sie mit beiden Händen fest.

Sheilas Augen wurden groß vor Entsetzen. Sie wollte schreien, doch nicht ein Laut drang aus ihrer Kehle. Und nicht einmal eine gnädige Ohnmacht wollte sie umfangen halten, nein, Sheila bekam jedes Detail mit. Der Professor griff unter seinen Umhang.

Stille senkte sich über die Halle.

Es gab ein schleifendes Geräusch, und dann kam die Hand des Unheimlichen mit einem langen, zweischneidigen, gebogenen Dolch wieder zum Vorschein.

Das Licht des Kronleuchters rief blitzende Reflexe auf der Klinge hervor. Mandras Hand beschrieb einen Halbkreis. Die anderen Fanatiker traten zurück, um ihrem Meister Platz für seine grausige Tat zu schaffen. Sheila Conolly sah nur noch, wie die Klinge sich langsam ihrer Kehle näherte…

Die Hand mit dem Messer tauchte aus dem Halbdunkel einer Nische auf.

John Sinclair reagierte blitzschnell. Er bekam das Gelenk zu fassen,

ein kurzer Ruck, und der hinterhältige Messerstecher flog dem Oberinspektor entgegen.

John sah das Weiße in den Augen des Mannes leuchten und schlug zu. Sein brettharter Uppercut traf den Kerl genau auf dem Punkt. Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte der Mann zu Boden. John wand ihm die Klinge aus der Hand. »Das war verdammt knapp«, flüsterte Commissario Tolini hinter John Sinclairs Rücken.

John lachte leise. »Glück muß man eben haben.« Und die Männer hatten Glück gehabt. Sie waren mit einem Boot der Wasserpolizei losgefahren, um die sechs Häuser zu untersuchen, die unter Umständen in Frage kamen. Sie hatten die ersten drei von oben bis unten durchsucht und nur einige Penner und Liebespärchen aufgescheucht. Selbstverständlich waren die Leute verhört worden, doch konkrete Aussagen waren von ihnen nicht zu bekommen gewesen.

Die Männer hatten weitergesucht, und jetzt, im letzten Haus, schienen sie endlich Erfolg zu haben. Es war ein nahezu ideales Versteck. Das Haus war vom Wasser genauso gut zu erreichen wie von einer schmalen Gasse her. Die Männer hatten das Haus allerdings durch ein Nebengebäude erreicht und dabei festgestellt, daß es zahlreiche Schlupfwinkel und Geheimgänge gab. Sie waren auf den Messerstecher gestoßen, den John mit einem Schlag ausgeschaltet hatte.

Jetzt standen sie dicht beieinander vor einer schmalen Steintreppe, die nach oben führte. John ging neben dem Niedergeschlagenen in die Knie und fühlte dessen Puls. »Ich habe wohl etwas zu hart zugeschlagen«, sagte der Geisterjäger. »Der Kerl wird bestimmt noch eine halbe Stunde schlafen.«

Tolini fluchte. »Soviel Zeit haben wir nicht.« Er blickte auf seine Uhr. »Zehn Minuten bis Mittemacht.«

John stand wieder auf. »Bene, Commissario«, sagte er. »Alamieren Sie Ihre Bereitschaft. Wir werden das Nest stürmen.« Die Männer huschten die Treppe hoch. John an der Spitze, dann Tolini, und Bill bildete den Schluß.

Tolinis Assistent wartete unten im Boot. Er sollte mit Hilfe der Wasserpolizei den Banditen den Rückweg abschneiden. Die Männer hatten etwa die Hälfte der Stufen hinter sich gebracht, als sie die Stimmen hörten. Es war mehr ein Gesang, und er mußte aus einem der oben liegenden Räume kommen.

Die Umrisse einer Tür schälten sich aus der Finsternis.

Der Gesang war verstummt, die Stille wirkte doppelt gefährlich. Die Männer blieben vor der Tür stehen.

Noch drei Minuten bis Mitternacht.

Johns Kugelschreiberlampe blitzte auf. Die Tür war sehr stabil, hatte

aber ein einfaches Schloß. Johns Spezialdietrich trat in Aktion. Vorsichtig schob der Geisterjäger das gebogene Metall in das Schlüsselloch. Bills schwerer Atem streifte Johns Nacken.

»Schaffst du es?« fragte der Reporter.

»Ein paar Sekunden noch«, sagte John.

Die Männer packten ihre Waffen fester. John Sinclair legte seine Hand auf die Klinke und riß einen Herzschlag später die Tür auf…

***

Ein paar Dutzend makaber aussehender Gestalten hatten sich im Halbkreis um die Figur des Goldenen Löwen aufgebaut. Vier Männer standen seitlich neben dem Sockel. Sie hielten Fackeln in den Händen. Die Flammen beleuchteten eine grausame Zeremonie.

Zwei Maskenträger hielten Sheila Conolly gepackt. Professor Mandra stand vor der blonden Frau. Er hielt einen langen, beidseitig geschliffenen Dolch in der Hand, dessen Spitze sich Sheilas Kehle näherte. Es waren Eindrücke, die sich innerhalb von Sekundenbruchteilen in John Sinclairs Gehirn festbrannten und ihn handeln ließen.

Der Geisterjäger feuerte aus der Hüfte.

Der Schuß zerriß die Stille. Das Projektil bohrte sich in Professor Mandras rechte Schulter, schleuderte den Unheimlichen herum. Heulend kippte er seinen Leuten entgegen. Noch hatten die goldenen Masken nicht richtig begriffen, was geschehen war.

John nutzte die Zeit.

Mit Riesensätzen überwand er die Distanz zu Sheila Conolly, packte die ungläubig schauende Frau am Arm und ging mit ihr hinter dem Sockel des Goldenen Löwen in Deckung.

»John«, sagte Sheila nur.

Und dann war plötzlich die Hölle los.

»Polizei! Keiner rührt sich vom Fleck!« brüllte die Stimme des Commissarios.

Die goldenen Masken dachten gar nicht daran, dem Befehl Folge zu leisten.

Messer wurden gezückt. Vierzig Männer nahmen eine drohende Front gegen Bill Conolly und Commissario Tolini ein.

Tolini stand breitbeinig, hielt die Maschinenpistole in Anschlag. »Wollt ihr wirklich sterben?« brüllte er.

Professor Mandra heulte plötzlich auf. »Laßt euch nicht einschüchtern! Ihr seid unverwundbar, der Goldene Löwe wird euch die Kraft geben, die ihr braucht! Bringt sie um, die Hunde!« John Sinclair ahnte, daß es zu einem Blutbad kommen würde. Aber das wollte er vermeiden.

»Bleib du hier liegen«, raunte er Sheila zu und erhob sich aus seiner

Deckung.

Mandra sah den Geisterjäger viel zu spät. Wie ein Rachegott stand John neben dem Goldenen Löwen. Er hatte den rechten Arm leicht angewinkelt. Die Mündung der Beretta zeigte auf Professor Mandra. Obwohl Mandra verletzt war, hielt ihn doch der ungeheure Haß auf den Beinen. Aus seiner Wunde an der rechten Schulter pulste das Blut und hatte den Stoff getränkt. Doch sein Haß und sein Wille waren ungebrochen.

»Hört mir zu!« hallte Johns Stimme durch den Saal. »Wollt ihr für diesen Verbrecher Mandra sterben? Vielleicht könnt ihr uns töten, aber die Hälfte von euch wird dann ebenfalls nicht mehr da sein. Und auch Mandra nicht, denn meine Kugel trifft ihn zuerst. Überlegt es euch gut. Dort an der Tür steht Commissario Tolini. Er hat eine Maschinenpistole in den Händen. Das Magazin ist voll. Die Kugeln werden euch grausam zurichten. Seid vernünftig, und laßt die Messer fallen!« John Sinclair kam es darauf an, die Fanatiker hinzuhalten, bis die Polizisten eintrafen. Es konnte sich nur noch um Minuten handeln. Und die Zeit mußte zu überbrücken sein.

Aber Mandra gab nicht auf.

»Hört nicht auf ihn!« kreischte er. »Er ist ein Sterblicher, und er kann nichts gegen den Goldenen Löwen unternehmen. Der Goldene Löwe ist stärker. Er hat das ewige Leben!«

John gab zu, daß diese Worte geschickt gewählt waren. Er sah, wie sich die Haltung der Männer spannte, wie sich die Chancen zugunsten Professor Mandras verteilten. John Sinclair warf einen raschen Blick zu seinen beiden Freunden hinüber. Ihre Gesichter waren angespannt. Tolini würde schießen.

Sekunden verrannen.

Da griff der Geisterjäger zum letzten Mittel. Noch einmal wandte er seine gesamte Überredungskunst auf.

»Ihr glaubt mir also nicht«, sagte er. »Gut, dann will ich euch beweisen, daß der Goldene Löwe ein Nichts ist. Daß er längst nicht unsterblich ist. Du da«, Johns linker Arm deutete auf einen der Fackelträger. »Gib mir deine Fackel!«

Der Mann zögerte.

»Na los, mach schon!«

Der Mann trat einige Schritte vor und reichte John die Fackel. Der Geisterjäger nahm sie in die linke freie Hand.

»Und jetzt seht genau her«, sagte er und wandte sich halb um, dem Goldenen Löwen zu. Erst jetzt bemerkte John die rollenden Augen in den Höhlen der Figur, spürte die dämonische Kraft, die davon ausging, und wandte den Blick ab.

Langsam führte er die Flamme der Fackel an die Figur. Totenstille hatte sich ausgebreitet. Jeder hielt den Atem an.

Die Flamme tanzte über die goldene Schicht, begann sie zu erwärmen.

Atemlos starrten die goldenen Masken zu Sinclair hoch. Augenblicke später ging ein Aufstöhnen durch die Anwesenden.

Das Metall begann zu schmelzen. Zuerst warf es Blasen, dann verformte es sich und fiel auseinander. Wie ein dicker goldener Strom rann es am Körper der Figur hinab dem Boden entgegen.

Während John Sinclair die heiße grüne Flamme an der Figur auf und ab gleiten ließ, hielt er mit der Pistole weiterhin Professor Mandra in Schach.

Mandra stand auf seinem Platz wie eine Statue. Er konnte es nicht fassen, daß der Goldene Löwe vor seiner endgültigen Vernichtung stand.

Haß, Wut, Angst und Verzweiflung spiegelten sich auf seinem hageren Gesicht, in dem die weiße Schminke wie bei einem schwitzenden Zirkusclown verlaufen war. Der Goldene Löwe sank zusammen. Das Gold schmolz weg, und für einen winzigen Augenblick sahen alle Anwesenden ein gräßliches, entstelltes Gesicht. Ein gellender, unmenschlicher Schrei jagte durch die Halle, steigerte sich zu einer schrillen Dissonanz und brach auf seinem Höhepunkt ab. Im selben Moment verschwand das Gesicht, wurde zu einem Totenschädel, der innerhalb der nächsten Sekunde zu Staub zerfiel, genau wie der unheilvolle Körper des schaurigen Dämons.

John Sinclair wandte sich um. Hoch schwenkte er die Fackel über den Kopf.

»Der Goldene Löwe ist nicht mehr!« rief er. »Für wen wollt ihr jetzt noch kämpfen?« Der Geisterjäger hatte die richtigen Worte gewählt. Die Männer senkten die Köpfe. Die Messer verschwanden, Masken wurden abgerissen und auf den Boden geworfen. Nur einer konnte nicht fassen, daß es zu Ende war. Professor Mandra!

Ein irrer Schrei stieg plötzlich aus seiner Kehle. Aus dem Stand warf Mandra sich vor, fiel zu Boden und riß den zweischneidigen Dolch an sich.

»Ich folge dir, o Doge der Finsternis!« schrie er, und ehe einer der Anwesenden es verhindern konnte, stieß er sich selbst den Dolch bis zum Heft in die Brust. Ein letztes Zucken ging noch durch seinen Körper, dann lag er still.

Die goldenen Masken standen noch unter dem Schock der Ereignisse, als die Polizeibeamten eintrafen. Widerstandslos ließen sich die Fanatiker verhaften.

***

Für den Abend des folgenden Tages hatten sie sich mit Commissario Tolini und Dr. Mensing in der Bar des Hotels verabredet. Es wurde

eine feuchtfröhliche Feier. Irgendwann nach Mitternacht fragte der Commissario: »Wie wäre es denn mit einer Gondelfahrt, Signora Conolly? Sie können sogar die schwarze Todesgondel nehmen. Sie steht fahrbereit in unserem Polizeimuseum.«

Sheila schüttelte den Kopf und lachte. Sie hatte die Schrecken der Nacht gut überstanden. »Und wenn Sie selbst steuern, Commissario, mein Bedarf an Gondelfahrten ist gedeckt.«

ENDE